Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher Rundschau

Politik

Die Curzonlinie

Nachdem die alliierten Mächte auf der Konferenz von Jalta im wesentlichen die Curzonlinie als Polens Ostgrenze bestimmt haben, nicht ohne Kritik zwar, weisen wir auf eine Publikation hin, die sich mit der Geschichte und der Bedeutung dieser Grenzlinie befaßt [1]).

Hier verdient in erster Linie die sachliche Schilderung der politischen und diplomatischen Vorgänge, denen die Curzonlinie ihren Ursprung verdankt, lobend hervorgehoben zu werden. Wir erfahren, daß im Friedensvertrag von Versailles keine Entscheidung hinsichtlich der polnisch-russischen Grenzen gefallen ist [2]). Von den 14 Punkten Wilsons ausgehend, denen zufolge Polen alle Gebiete mit „indisputably Polish population" eingegliedert sein sollten, hat die „Commission des Affaires polonaise" auf der Konferenz von Paris eine Demarkationslinie vorgeschlagen, die vom Obersten Rate der Alliierten am 8. Dezember 1919 angenommen worden ist. Die sich darauf beziehende Verlautbarung besagt, daß, um einem „état d'incertitude" vorzubeugen, die polnische Regierung ermächtigt ist, ihre Verwaltung einzurichten westlich einer Linie, die, an der Nordgrenze Galiziens beginnend, dem Bug flußabwärts bis nordöstlich Brest-Litowsk und von dort nach Grodno verläuft. Und dies „sans préjuger les stipulations ultérieures devant fixer les frontières orientales définitives de la Pologne". Damit wurden die Rechte Polens auf östlich der Demarkationslinie gelegene Gebiete anerkannt.

Am 29. Januar 1920 schlug der Oberste Rat der Volkskommissare der Sowjetunion den Polen eine andere Demarkationslinie vor, die sogar östlich der späteren Staatsgrenze von Riga verlief. Es ist dabei zu beachten, daß die militärische Lage Rußlands zu dieser Zeit günstig war. Die darauf mit Polen begonnenen Verhandlungen führten aber zu keinem positiven Ergebnis. Inzwischen bedrohte die Rote Armee Warschau, was die polnische Regierung veranlaßte, die Alliierten um dringend benötigte Hilfe zu ersuchen. Diese wurde den bedrängten Polen vom Obersten Rate in Spa am 10. Juli 1920, unter zahlreichen schweren Bedingungen [3]) versprochen. Eine dieser Bedingungen war, daß Polen unverzüglich um einen Waffenstillstand ersuchen und dabei seine Truppen hinter die vorher in Paris vorgeschlagene Demarkationslinie (die übrigens seinerzeit nicht veröffentlicht worden war) zurückziehen sollte. Eine Friedenskonferenz in London sollte über die künftige Grenze zwischen den beiden Staaten entscheiden [4]). Diesen Beschluß (dem die französische Regierung sich anzuschließen verweigerte) hat der damalige britische Staatssekretär des Äußern, Lord Curzon, der russischen Regierung telegraphisch mitgeteilt. Es ist von größter Bedeutung, daß er in seiner Mitteilung nicht nur über die seinerzeit von der Pariser Konferenz vorgeschlagene Demarkationslinie spricht, sondern darüber hinaus ihre Fortsetzung in südwestlicher Richtung bis an die Karpaten erwähnt (wodurch ganz Ostgalizien samt Lemberg unter die russische Besetzung geraten sollte) [5]). Seither trägt diese verlängerte Demarkationslinie Lord

---

[1]) „La lingne Curzon", par Alius. Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1944.

[2]) Das konnte schon deshalb nicht der Fall sein, da dieser Vertrag nur mit Deutschland abgeschlossen worden ist.

[3]) U. a. mußte Polen im Voraus die Beschlüsse der Großmächte hinsichtlich der Staatszugehörigkeit des von Polen bewohnten Teschener-Schlesiens akzeptietieren; mit dem Ergebnis, daß dieses Gebiet ohne Volksbefragung, die früher vorgesehen war, der Tschecho-Slowakei eingegliedert worden ist.

[4]) Insbesondere über die Staatszugehörigkeit Ostgaliziens.

[5]) Übrigens ist der Text des Telegramms Curzons höchst unklar formuliert: Erstens läßt die für Ostgalizien vorgeschlagene Linie einen 20 Kilometer breiten Raum für Interpretation zu, zweitens heißt es darin, daß in diesem Gebiete

Curzons Namen. Unter dem Druck der Verhältnisse nahm die polnische Regierung diese provisorische Lösung an. Demgegenüber war die Antwort Tschitscherins vom 17. Juli 1920 ablehnend. Er gab darin dem Wunsche Ausdruck, sich mit den Polen direkt verständigen zu wollen, wobei er die Curzonlinie ablehnte mit der Begründung, daß sie „unter dem Einfluß der konterrevolutionären Elemente entstanden sei". Rußland erklärte sich weiter einverstanden, den Polen eine günstigere Grenze anzubieten. Darauf wurde die Rote Armee von den Polen geschlagen, der Waffenstillstand am 12. Oktober 1920 geschlossen, und am 30. April 1921 ist der Rigaer Friedensvertrag in Kraft getreten. Die darin festgelegte Staatsgrenze besteht de jure bis zum heutigen Tage. Zu einer Änderung derselben ist ein Vertrag zwischen der Republik Polen und der Sowjetunion erforderlich.

In einer im Namen der Sowjetregierung von der Agentur Taß am 11. Januar 1944 veröffentlichten Verlautbarung hieß es u. a.: „die sowjetisch-polnische Grenze könnte der sogenannten Curzonlinie folgen, die im Jahre 1919 durch den Obersten Rat der Alliierten angenommen worden ist und die über die Eingliederung der Westukraine (Ostgaliziens) und Westweißrutheniens in die Sowjetunion bestimmte." Es fällt in dieser Verlautbarung auf, daß die Curzonlinie — die Galizien in zwei Teile trennte — mit der vom Obersten Rate am 8. Dezember 1919 angenommenen Linie — die Galizien nicht betraf — irrtümlicherweise identifiziert wird. Außerdem handelte es sich in beiden Fällen um provisorische Demarkationslinien, durch die über die „Eingliederung" irgend eines Gebietes an die Sowjetunion nicht „bestimmt" werden konnte. Nun soll die Curzonlinie die Ostgrenze Polens bilden, wobei Abweichungen von 5 bis 8 Kilometer an einigen Stellen vorgesehen sind. Wir sehen bereits, daß es keinesfalls einfach sein wird, ihren genauen Verlauf in Ostgalizien zu bestimmen. Die von Churchill in seiner letzten Parlamentsrede über die Beschlüsse von Jalta wiederholte Behauptung, daß die Curzonlinie an der Pariser Konferenz entstanden sei, wie auch Stimmen aus Amerika, denen zufolge über die Zugehörigkeit Lembergs kein Beschluß gefallen ist, lassen diese wichtigste territoriale Streitfrage in Ungewißheit schweben.

Zum Schluß wollen wir noch einige aufschlußreiche Zahlen wiedergeben. Im 17. Jahrhundert war Polen mit 1 100 000 km² der größte Staat Europas [6]). Am Vorabend der ersten Teilung (1772) umfaßte es noch 751 000 km², nach dem großen Verzicht zu Gunsten Rußlands in Riga (die Polen haben damals weniger angenommen, als ihnen von der russischen Seite angeboten worden ist) war das neuentstandene Polen um die Hälfte kleiner geworden (388 000 km²). Mit der Curzonlinie, wodurch Rußland alles, was es in den drei Teilungen genommen und darüber hinaus noch Ostgalizien bekommen sollte, würde die Polnische Republik nochmals halbiert werden und eine Bevölkerung von 11 Millionen, darunter 3,5 Millionen Polen, einbüßen. Eine erstaunliche Bilanz!

Weitere Ausführungen des Herrn Alius, die die polnische Innen- und Außenpolitik seit dem Rigaer Frieden bis heute betreffen, wirken durch ihre einseitige Auslegung zu Ungunsten Polens befremdend. Die naive Behauptung, daß das polnische Element östlich der Curzonlinie „hauptsächlich aus Großgutsbesitzern besteht" (S. 47) fehlt natürlich nicht. Diese Behauptung nennen wir deshalb naiv, weil man nicht begreifen kann, wie diese 3,5 Millionen Polen es fertig bringen könnten, die entsprechende Zahl „Großgüter" zu besitzen, wenn man berücksichtigt, daß es im ganzen Vorkriegspolen nur 14 000 Güter gab, die mehr als 50 ha Land zählten [7]). Der Ernst, mit dem der Autor die „verblüffenden" Ergebnisse der von den Russen am 22. Oktober 1939 durchgeführten „Volksabstimmung" (S. 58) zur Kenntnis nimmt (die gleiche Komödie wurde bekanntlich auch in den unglücklichen baltischen Staaten inszeniert), erfüllt uns mit Heiterkeit. Schließlich ist die

---

die Streitkräfte der beiden Länder auf der Linie stehen bleiben sollten, die sie am Tage der Unterzeichnung des Waffenstillstandes erreicht haben.

[6]) Dieses Reich war selbstverständlich von mehreren Völkern bewohnt — und auch regiert. Protestanten und Schismatiker hatten oft die höchsten Ämter inne, alle Sprachen waren gleichberechtigt, wobei die lateinische in der Legislative den Vorrang genoß. „Gente Ruthenus, natione Polonus" — nannten sich zahlreiche freie Bürger dieser einzigartigen Republik mit einem Wahlkönig an der Spitze.

[7]) Mit 280 ha Nutzfläche im Durchschnitt.

perfide Art, den mit den Deutschen vereinbarten Angriff vom 17. September 1939 gegen das um seine Existenz ringende Polen (das die Sowjets bis zum letzten Augenblick durch allerlei Versprechungen irrezuführen suchten) als eine legitime Abwehrtat des Sowjetvolkes darzustellen (S. 54 und S. 55) — wobei er Polen für den Ausbruch des Krieges überhaupt schuldig zu machen scheint [8]) — geeignet, beim Leser Kopfschütteln zu erregen.

C. v. B.-G.

Rußland und die Schweiz

Trotzdem oder gerade weil am denkwürdigen 1. November 1944 jene russische „Bombe" platzte, durch welche die Sowjetdiplomatie die Kluft zwischen Rußland und der Schweiz noch vertiefte, gewinnt die Frage weiterhin an Aktualität, ob und wie sich das Verhältnis der beiden Staaten in der Zukunft normalisieren läßt. Wer sich von — nur allzu verständlichen — Ressentiments loslöst, der gelangt zur Erkenntnis, daß die erwähnte russische Weigerung, mit der Schweiz diplomatische Beziehungen aufzunehmen, für keines der betroffenen Länder auf die Dauer erwünscht sein kann. Man wird deshalb auch bei uns, ungeachtet des spontanen Gefühls erlittenen Unrechts, nach einer positiven Lösung des bestehenden Konfliktes suchen müssen. Als wertvollen Diskussionsbeitrag zur schweizerischen Rußlandpolitik möchten wir ein Buch von Professor Jean de la Harpe (Neuenburg) bezeichnen, das die russische Frage sowohl unter allgemein europäischen wie unter schweizerischen Gesichtspunkten prüft *). Professor de la Harpe ist gleichzeitig als scharfsinniger soziologischer Forscher an der Neuenburger Hochschule wie als Zentralpräsident der Schweizerischen Völkerbundsvereinigung bekannt, und seine Gedankengänge verdienen selbst dort Beachtung, wo sie aus dem Bereich nüchterner Tatsachenwertung in die Sphäre subjektiver Berechnungen abgleiten.

Was an de la Harpe's Rußlandbuch sogleich sympatisch anmutet, ist sein Streben, das vielgestaltige Problem nicht propagandistisch, sondern sachlich zu behandeln. Seine klare Distanzierung von der kommunistischen Lehre erlaubt ihm ein unbefangenes Forschen nach den Wesenszügen eines Volkes, von dem wir eingestandenermaßen herzlich wenig wissen. Sagen wir gleich, daß unsere Nicolisten und übrigen Bewunderer des Kommunismus an de la Harpe keine Freude erleben. Er ist weder ein geistiger Reisläufer, noch huldigt er — wie dies heute oft geschieht — jener armseligen Ethik, welche das politische Geschehen immer dann rechtfertigt, wenn es den Stempel materiellen Erfolges trägt. Es ist de la Harpe, der Rußland aus eigener Erfahrung kennt, einzig darum zu tun, uns den Werdegang dieser Großmacht nahe zu bringen und verständlich zu machen, die russische Revolution — deren Schrecken er keineswegs beschönigt — und die seitherige Entwicklung zu analysieren, um daraus gewisse Schlußfolgerungen auch für die schweizerische Außenpolitik zu ziehen.

Wir müssen es uns versagen, hier de la Harpe's Darstellung im Einzelnen zu skizzieren, so weit sie einen Abriß der neueren russischen Geschichte bietet. Einige Bemerkungen seien aber zu den Ausführungen über die schweizerisch-russischen Be-

---

[8]) Kommentarlos wiederholt Alius die Anschuldigungen Woroschilows vom 27. August 1939 (S. 54), denen zufolge Polen das Zustandekommen der englisch-französisch-russischen Allianz verhindert hat. Aus Gründen, die die Weltöffentlichkeit erst jetzt besser begreifen kann, weigerte sich damals die polnische Regierung, die russischen Truppen in Polen einmarschieren zu lassen, indem sie um so dringlicher die Russen um materielle Hilfe gebeten hat. Die Sowjetregierung, die parallel geheime Verhandlungen mit den Deutschen führte, in denen die Zukunft Polens besiegelt worden ist, benutzte diesen Vorwand, um das „renversement des alliances" zu rechtfertigen. Die Welt, in der die beiden Parteien durch die ihnen von den Russen zu gleicher Zeit gemachten Hoffnungen, zum Angriff bezw. zum Widerstand hinreichend ermuntert waren, erschien damals dem Kreml endlich kriegsreif zu sein.

*) de la Harpe, Jean: Betrachtungen über Rußland und die schweizerisch-russischen Beziehungen. Tschudi, Glarus 1944.

ziehungen angebracht, sowie zu des Autors „Zukunftsperspektiven" des europäisch-russischen Verhältnisses. Das letztere scheint uns in mancher Hinsicht etwas optimistisch gefärbt; de la Harpe schreibt beispielsweise, „daß Rußland, wenn seine Sicherheit auf der europäischen Flanke organisiert ist, sein vorzügliches Interesse wieder den sibirischen und asiatischen Grenzen wird zuwenden müssen. Es wird seine ganzen Hilfsmittel und seine ganze Intelligenz einsetzen müssen, um die asiatischen Basen seines Reiches zu sichern". Das ist eine Hypothese, zu der man ein Fragezeichen setzen kann, insofern der Verfasser den Eindruck erwecken möchte, daß dadurch die latenten Gegensätze zum europäischen Westen entscheidend gemildert und der Gefahr eines Konfliktes entkleidet würden. Ebenso problematisch ist der Satz: „Wer stark und entschlossen ist und den revolutionären Bazillus mit den geeigneten Mitteln unschädlich zu machen versteht, d. h. sowohl durch aktiven Widerstand als durch soziale Vorbeugungsmaßnahmen, der hat die Chance, sich mit der neuen russischen Regierung in allen Ehren verständigen zu können". De la Harpe will diese These mit dem Hinweis auf die russophile Außenpolitik General de Gaulle's stützen. Dieses Beispiel mutet indessen etwas voreilig an, könnte es doch eines Tages geschehen, daß die französische Anlehnung an Rußland sich sowohl außen- wie innenpolitisch verhängnisvoll auswirkt.

In diesem Zusammenhange darf darauf verwiesen werden, daß de la Harpe seine Erkenntnisse im Juli 1944 niederschrieb, also noch vor der brüsken Zurückweisung des schweizerischen Verständigungsversuches durch die russische Diplomatie. Hat nicht gerade die Schweiz versucht, eine Verständigung „in allen Ehren" zu erzielen? Wir wollen damit nicht etwa andeuten, daß wir die Türe zu einem schweizerisch-russischen Einvernehmen endgültig für geschlossen erachten. Gerne nehmen wir an, daß es dem guten Willen hüben und drüben gelingen wird, Mißverständinsse der Vergangenheit — so weit es sich um bloße Mißverständnisse handelte — zu beseitigen. Schweizerischerseits gebietet die Klugheit, so sagt de la Harpe mit Recht, „mit Sowjetrußland, sobald es praktisch möglich sein wird, wieder normale Beziehungen anzuknüpfen und das in unserem eigenen Interesse". Ob man die Motta'sche Rußlandpolitik mit de la Harpe teilweise mißbilligt oder nicht, ob man der unglückseligen Affäre Worowski oder aber der Plünderung der schweizerischen Gesandtschaft in St. Petersburg vom Jahre 1917 als Historiker mehr Gewicht beimißt, all das ist heute weniger wichtig als die Frage, ob beide Verhandlungspartner zu künftiger Verständigung wirklich bereit sind. Für die Schweiz kann diese Frage als bereits bejaht betrachtet werden. Wie aber steht es mit Rußland? Es ist gerade das Verdienst de la Harpe's, die starken psychologischen Gegensätze zwischen dem europäischen Westen und dem asiatischen Osten, zwischen demokratischem Kleinstaat und autokratischer Großmacht eindrücklich und überzeugend dargestellt zu haben. Wir wollen deshalb mit ihm hoffen, daß sich seine Zuversicht bewähre und trotz aller Hemmnisse die Verständigung zwischen Schweiz und Rußland — auf der Basis restloser Gleichberechtigung — zur Wirklichkeit werde.

Paul Weber.

Zur Charakteristik politischer Führer Amerikas

Es gibt Politiker aus Eigennutz, Politiker aus Ressentiment und Fanatismus, Politiker kluger Berechnung, die alle Verstandeskräfte in Bewegung setzen, um das ihnen günstig erscheinende Kraftverhältnis innerhalb der politischen Gemeinschaft herzustellen, Politiker aus bürgerlicher Verantwortung. Daneben besteht aber sogar in unserer heutigen brutalen realistischen Zeitlage eine kleine Gruppe von führenden Politikern, die Politik von höchsten idealistischen und moralischen Werten her zu treiben suchen. Sie glauben, daß die Macht des Geistes nicht aus den politischen und sozialen Erwägungen über die Macht an sich und ihre Auswirkung auf die Welt ausgeschaltet werden sollen. Sie wollen eine Politik des Geistes, der höchsten Ideale, der moralischen Gemeinschaft, die ebensowohl die Würde der Persönlichkeit wie die Wohlfahrt des Ganzen erstrebt. Diese idealistischen Politiker brauchen deswegen keine Träumer oder „reine Toren zu sein". Sie versuchen, den Idealismus ihrer politischen Konzeption zu verbinden mit einem wirklichkeitsnahen Realismus, der mit den gegebenen Kräfte durchaus rechnet, aber nicht daran glaubt, daß die Welt so bleiben müsse wie sie ist.

Zu diesem Typus gehört der bisherige Vize-Präsident der Vereinigten Staaten und Präsident des Senates, Henry A. Wallace. Er ist sicher einer der merkwürdigsten, ideenreichsten und wenn man so sagen will, ein unpolitisch denkender Politiker Amerikas. Daraus erklärt sich auch der Kampf und Aufruhr um seine Persönlichkeit herum, die gerade gegenwärtig wieder toben, nachdem der Präsident, seinem Wunsche folgend, ihm kurzer Hand das Handelsdepartement übergab, während der Senat gegen eine Steigerung seiner Machtfülle deutlich genug auftrat. Die eigentlichen Interessenpolitiker Amerikas, auch in der Wallstreet, verzeihen ihm seine ganze idealistische und soziale Politik nicht und halten ihn wegen seiner unverblümten Äußerungen, sogar hinsichtlich eines möglichen Krieges mit Rußland, für ein „enfant terrible" der amerikanischen Politik. Aber diese „enfants terribles" sagen manchmal wie Kinder Wahrheiten, die von den politisch Überklugen sorgfältig und schamhaft verborgen werden. Aller Widerstand in der amerikanischen Öffentlichkeit gegen diesen „Träumer" wird die innere Kraft seiner geistigen Wirkung nicht auf die Dauer lähmen, weder auf nationalem, noch auf internationalem Gebiete, zumal er jetzt wieder zu dem innersten Kreise gehört, in dem Roosevelts Politik ausgedacht und gemacht wird.

Es lohnt sich daher auch für Europa, diesen Mann kennen zu lernen, der in dem vorliegenden Buche, „Das Jahrhundert des Volkes", als „Farmer, Wissenschaftler, Züchter neuer Getreidesorten, Bibelforscher, Politiker" näher charakterisiert wird [1]). Der Ausdruck „Bibelforscher" ist allerdings mißverständlich, da er nichts zu tun hat etwa mit den „Ernsten Bibelforschern", sondern einfach ein amerikanischer Christ ist, der in der Bibel forscht, sie liest und ihre sozialen Wahrheiten in einem gewissen politischen Kurzschluß in die soziale und politische Wirklichkeit übertragen will.

Das vorliegende kleine Buch versucht, uns eine vorläufige Kenntnis dieser bedeutsamen und einfallreichen politischen Persönlichkeit zu geben. Man darf Wallace allerdings nicht nur aus seinem gedanklichen Eigengut heraus verstehen, sondern muß sich ständig gegenwärtig halten, daß Amerika überhaupt nur aus seinen großen und gewaltigen Antinomien heraus, von letzten Gegensätzen her, zu verstehen ist. Wer nur einen kennt, etwa den amerikanischen Idealismus, seit George Washington, Thomas Jefferson, Abraham Lincoln, ist ebenso unberaten, als wer sich an dem geschäftstüchtigen, realistischen und brutalen amerikanischen Kommerzialismus und Kapitalismus zu orientieren sucht. Wallace gehört durchaus in diese Spannung der politischen und sozialen Gegensätze Amerikas hinein.

Das kleine Buch, das mit einer Einführung von Leonhard Ragaz versehen ist, darf vielleicht noch nicht als eine Gesamtschau seines sozialen und politischen Werkes angesprochen werden. Weder sind alle hauptsächlichsten Kundgebungen und Schriften in diesem Bande gesammelt, noch wird der Versuch gemacht, seine Gedankenwelt kritisch zu verarbeiten und systematisch darzustellen. Aber auch in dieser kurzen Perspektive geben die einzelnen Artikel ein wertvolles Bild von dem, was diese zukunftsfrohe Persönlichkeit will und wofür sie kämpft.

Die verschiedenen Kapitel berühren ebensosehr konkrete Fragen der amerikanischen Wirtschaft, den Kreditverkehr, das Problem des Kautschuks, Handelsabkommen, die nationale Schuldenlast, wie große geistige und politische Strömungen, mit denen sich Amerika ebenso wie die Welt auseinandersetzen muß, zum Beispiel das Problem Rußland, die Weltorganisation, die höchsten sozialen und religiösen Ziele der christlichen Welt.

Wir lernen daraus, nicht nur was Wallace zum Beispiel als Landwirtschaftsminister geleistet hat, was für Sozialreformen er anstrebt, als Freund von Roosevelt's „New Deal", sondern wir stoßen auch auf seine Weltansicht und seine religiöse Überzeugung. Weder die eine noch die andere beruht auf einer tiefern gedanklichen Durcharbeitung, sondern auf letzten Entscheidungen des Gewissens und auf Hoffnungen, die die Propheten des Alten Testamentes, die Bergpredigt, in einem glühenden und entscheidungsbereiten Herzen erweckt haben. Um dieser Stellung gerecht zu werden, muß der Europäer zunächst einmal absehen von jenem

---

[1]) Wallace, Henry A.: Das Jahrhundert des Volkes. Steinberg-Verlag, Zürich 1945. Text des englischen Originals: The Century of the Common Man, übertragen von François Bondy.

professoralen Hochmut, der uns bis in unseren Stil der Rede hinein noch beherrscht, und uns zurückziehen zu jenen fundamentalen Äußerungen des Gewissens, das sich von Gottes Macht und von Christi Erscheinung anrufen und bewegen läßt.

Da es sich bei diesen Aufsätzen meist um Reden und kurze Artikel handelt, hat es keinen Sinn, in eine dialektische Auseinandersetzung hier einzutreten. Wir begnügen uns daher mit dem kurzen Hinweis auf dieses Buch, das unseres Wissens zum ersten Mal in deutscher Sprache, wenn auch noch nicht in vollständiger Weise, einen Zugang zu gewissen Eigenheiten amerikanischer Politik und sozialer Reformen eröffnet, die für alle die von Bedeutung sind, die sehen und glauben, daß Amerika eine gewaltige Ausstrahlung nicht nur seiner Macht und seiner Wirtschaft, sondern auch seiner sozialen und geistigen Kräfte erleben wird und anstrebt, mit der wir uns wohl oder übel auseinandersetzen müssen.

Adolf Keller.

Aus der Welt der Antike

Mythologie

Drei Elemente bestimmen die mythologischen Arbeiten Paula Philippsons, die früheren und die beiden neuen, die kürzlich im Rhein-Verlag Zürich erschienen sind: „Untersuchungen über den griechischen Mythos, Genealogie als mythische Form, die Zeitart des Mythos" (im wesentlichen Neudruck einer 1936 in Oslo erschienenen Arbeit) und „Thessalische Mythologie". Erstens eine eigenartige Anschauung vom griechischen Wesen, speziell der griechischen Denkform, die von ihr als polare Denkform verstanden wird, und durch die jede Objektivierung, die der griechische Geist vollzieht, zwangsläufig geprägt wird, so auch die des Göttlichen. Gleich schon in der frühsten Manifestation griechischen Geistes, die aus der ersten Mischung der einwandernden Indogermanen mit dem altmediterranen Völkersubstrat erfolgte und zwar, wie es durchaus wahrscheinlich ist, in Thessalien erfolgte, erweist sich die dem Griechentum immanente Form der Weltschau. Sie ist kein Mischungsprodukt, sondern etwas völlig Neues und Einmaliges. Das zweite Charakteristikum der Arbeitsweise Paula Philippsons ist eine sehr tiefe und geheimnisvolle Deutung des Mythos überhaupt, der folgendermaßen definiert wird: Bei dem Zusammentreffen (symballesthai) von Sein mit dem Kosmos chronikos (eine Ordnung, die durch nach Zahl geordnetes Werden entsteht) entsteht ein Kosmos symbolikos. Die dem Kosmos symbolikos zugeordnete Anschauungsform ist der Mythos. Das dritte und zunächst einmal am stärksten, weil sinnlich fühlbar wirkende Element ist eine innerste Verbundenheit mit der griechischen Landschaft. Aus dieser Verbundenheit ist früher die für mein Gefühl packendste Publikation der Verfasserin erwachsen: „Griechische Gottheiten in ihren Landschaften" (Oslo 1939).

Die beiden ersten Voraussetzungen sind mehr oder weniger Glaubensartikel; aber Mythologie läßt sich fast nicht anders als auf Grund von Glaubensartikeln treiben, nur daß die meisten Mythologen sich dessen nicht bewußt sind, während Fräulein Philippson uns ausdrücklich auf sie aufmerksam macht und damit jeden Leser zwingt, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Dem Rezensenten ist die hier vertretene Anschauung vom Wesen des Griechentums verständlich und eindrucksvoll, hingegen weiß er mit der Lehre vom Mythos nichts anzufangen. Er hat einen andern mythologischen Glauben. Wäre damit schon jede Verständigungsmöglichkeit erschüttert, so stünde es schlimm um die Wissenschaft der Mythologie. Kaum daß bei zwei Forschern die Grundvoraussetzungen gleich sind. Nur hie und da kommen sie sich so nahe, daß eine Verständigung möglich ist, wie das bei Jung und Kerényi der Fall war. Aber Fräulein Philippson ist eine Einzelgängerin, wie übrigens auch der Rezensent einer ist, dessen Mythologie ausschließlich von der Dichtung und dem Dichter ausgeht, die darum im Vergleich zu den andern als äußerst frivol erscheinen müßte. Darum gibt es nur einen Grundsatz der Beurteilung an und für sich unzulänglicher mythologischer Systeme: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Jede Methode, jede Voraussetzung hat ihre Erfolge und ihre Blößen; sie ist wie ein Raster, angelegt auf die Wirklichkeit; sie läßt gewisse Phänomene in Erscheinung treten, andern gegenüber versagt sie. Die Qualifikation liegt in der Zahl und besonders in der Wichtigkeit der gedeuteten Phänomene.

Sie kann verschiedenen Realitäten gegenüber sich ganz verschieden verhalten; schöpferisch in einem Fall, indem sie bisher ungestaltete Wirklichkeit gestaltet, unproduktiv oder falsch produktiv im andern.

Bei solcher Betrachtungsweise schneidet Paula Philippson sicherlich nicht schlecht ab. Weniger gut wohl mit dem genealogischen Büchlein, denn hier gerät sie in den Bereich der Dichtung, wofür sie zu ernst ist. Sie kann sich nicht vorstellen, daß ein Hesiod einfach erfindet und phantasiert, nach einem gewissen Schema, wie es Legendenbildner zu allen Zeiten gern getan haben. Um so erfolgreicher ist unsere Mythologin aber mit ihrem Buch über Thessalien. Nicht nur erschließen sich eine Fülle origineller Erkenntnisse, die mit raffinierter Heranziehung aller Hilfsmittel, der philologischen, sprachlichen, archäologischen, numismatischen verankert werden, sondern es bietet in der Tat diese geographisch und politisch isolierte Landschaft uns Einblicke in das Werden der griechischen Religion und in ältere Zustände derselben. Man ist weit von der Welt Homers entfernt, und doch ist Homer selber auch dafür der wichtigste Zeuge. Aber diese Zeugnisse sprechen nur, wenn sie mit dem Zauberstab der passenden Methode berührt werden. Und diesen hat Paula Philippson ohne Zweifel für manche Phänomene in ihrer Hand.

Ernst Howald.

Töchter der Sonne

Die Art, mit welcher sich eine Epoche in Ablehnung oder Anerkennung mit der griechischen Mythologie auseinandersetzt, hängt nicht nur vom jeweiligen Stand der Forschung ab, sondern auch und vor allem von den Strömungen des menschlichen Geistes, wie sie nach geheimen Gesetzen zwischen dem Pol des Rationalismus und demjenigen der Mystik ihren Lauf nehmen. In der Moderne vertrat die allegorische Deutung der Aufklärung die unbeschränkte Ratio, welche die Mythen aus ihrem Zauberkreis löst und das Göttliche menschlichem Maß gerecht macht. Dieser Betrachtungsweise steht der Versuch gegenüber, die Mythen in ihrer eigenartig helldunklen Sphäre zu belassen und die Deutung aus ihrem Wesen selbst abzulesen: das umgekehrte Verfahren zur Allegorie, wo in die gegebene Form der Göttergestalten von außen her ein frostiger Inhalt getragen wurde. Im Gegensatz dazu bemüht sich die neue Methode der Forschung, die mit der Entwicklung der Psychoanalyse eng verbunden ist, im Mythus das ewig Göttliche innerhalb des Menschlichen aufzuzeigen.

Karl Kerényi greift mit seinem vorliegenden Buch auf gewichtige Art in die Problematik der griechischen Mythologie ein[1]). Er geht zunächst vom väterlichen Aspekt der Sonne aus, die in ihren Wechselbeziehungen zum Menschen zum Gott erhoben wird. Am Rande dieses strahlenden Bereiches eines gütigen Vaters zeigen sich aber der forschenden Betrachtung seltsam dämonische, dem düsteren Bereich der Nacht angehörige Gestalten, und in den Sonnentöchtern Medeia und Kirke stellt sich das Böse in einer Atmosphäre finsterer Zaubermächte dar, die auf den ersten Blick schlecht zur güldenen Heiterkeit Helios' passen wollen. An solchen Bruchstellen nun, wo das olympische Licht auf eine unfaßbare Weise vom schwelenden Nebel aufgesogen wird, beweist die neue Methode, trotz aller ihr anhaftenden Gefahren, ihre Berechtigung. Die Sorgfalt und Einfühlungsgabe, mit welcher Kerényi den Zusammenhängen nachgeht, bis sich der Widerspruch der Erscheinungsformen auf die gemeinsame Wurzel zurückführen und dadurch lösen läßt, ist schlechterdings mustergültig. Wie durch einen Schacht blicken wir in eine ferne Zeit, wo das chthonische Element in der griechischen Religion noch mächtig war. Als aber die olympische Ordnung den Sieg über die älteren Vorstellungen davontrug, wurde Helios in seinem Wesen völlig auf das Helle, Gütige festgelegt. Jene Züge einer urweltlichen chthonischen Dämonie, die aus naiver Lebenserfahrung auch das Böse in seiner ungebrochenen Substanz umfaßt, verlagerten sich in die Gestalten der Sonnentöchter und lebten in unverstandenen Mythen weiter.

Wir können uns den Untersuchungen Kerényis in ihren Resultaten nicht durchwegs anschließen. Höchstes Lob aber gebührt seiner Ehrfurcht vor jenen frühen

---

[1]) Kerényi, Karl: Töchter der Sonne. Betrachtungen über griechische Gottheiten. Rascher, Zürich 1944.

Äußerungen einer einzigartigen Kultur und seiner spürbaren Ergriffenheit, die ihm die Möglichkeit einer Einfühlung gibt, wie sie bloßem Wissen allein immer versagt sein wird. Inez Wiesinger-Maggi.

Der Ursprung der griechischen Philosophie

Jede Analyse der kulturellen Struktur einer Zeit ist ein Zusammensetzspiel mit einer ungeheuren Fülle von Steinen. Nach einer Vorlage zusammenzusetzen ist nicht schwer, aber schwer und gefährlich ist das Unternehmen, aus den Elementen selber ein neues Bild zu konstruieren und aus den unzähligen Möglichkeiten die dominanten Entwicklungslinien herauszuarbeiten. Es verlangt eine eben solche Weite der Stoffbeherrschung, wie Tiefe der Intuition; in gleichzeitigem Schöpfungsakt muß die Ordnung durch den Stoff und die Auswahl des Stoffes wiederum durch das immanente Gesetz bestimmt werden. Das ist im absoluten Sinn unmöglich und bedeutet die Quadratur des Kreises, ganz abgesehen davon, daß die Gebundenheit an die Tradition — sei es in der Form der Abhängigkeit oder, was viel wahrscheinlicher ist, in der der Opposition zu den früheren Anschauungen — nur bis zu einem gewissen Grad willentlich überwunden werden kann. So sind alle solche Versuche Näherungswerte, aber sie sind immer wieder notwendig, denn ohne sie wird die Geschichte schal und ihre Darstellung lebensarm und papieren. Besonders reizen den wahrhaft besessenen Forscher jene Umbruchszeiten des Geistes, die für Völker und Jahrhunderte Schicksal wurden. Welche Zeit wäre das aber mehr als die Anfänge des griechischen Denkens, das zugleich das zentralste Element des europäischen Denkens darstellt? Und doch ist diese Aufgabe schwieriger als irgend eine andere: ganz abgesehen von dem fragmentarischen Zustand unseres Wissens, handelt es sich um kaum erkennbare zarteste Keimlinge, um erste, noch kaum gerichtete Tastversuche mitten in archaischer Gebundenheit und prähistorischer Tradition. Wo liegt der genaue Entstehungsort, in welchem Menschen, aus welcher Situation, zu welchem Ziel?

Ein bedeutender junger Schweizer Gelehrter, Olof Gigon, unternimmt das Wagnis, nachdem seit längeren Jahren (seit Stenzels „Metaphysik" im Handbuch der Philosophie) kein solcher Versuch mehr unternommen worden war[1]). Er bringt in reichem Maße mit, was Voraussetzung sein muß: absolute, in jedem Punkt selbsterarbeitete Detailkenntnis, eine souveräne Kraft des Zusammensehens und eine ungewöhnliche Aufgeschlossenheit für kulturelle Dinge. Aus diesen erstklassigen Gegebenheiten heraus ist ein sehr schönes Buch entstanden, das die Forschung aufregen, aufrütteln und zur Auseinandersetzung nötigen wird. Das ist die Hauptsache: wesentlich sind im Grunde nicht jene neuen Perspektiven, die großen Linien, die zuerst auffallen und erregen. Gewiß haben sie auch ihre Eigenberechtigung, aber ihre Hauptfunktion ist doch heuristischer Natur, das Zumklingenbringen von bisher Unbeachtetem, das Entdecken verborgenen Lebens. Einstweilen sind unsere Augen von dem vielen Neuen, das durch überraschende Einordnung zum Aufleuchten gebracht wird, so geblendet, daß man unfähig ist, den Umfang und die Bedeutung der Entdeckungen abzuschätzen. Denn natürlich wird durch jede neue Methode nicht nur aufgedeckt, sondern auch zugedeckt. Das Verhältnis des Positiven zum Negativen bestimmt zuletzt den Erfolg; dazu braucht es aber längere Zeit.

Die letzten Generationen von Forschern auf diesem Gebiet taten ihr Möglichstes, um die Erstmaligkeit und Einzigartigkeit der metaphysischen Entdeckungen jener ältesten griechischen Denker: Thales, Anaximander, Heraklit, Parmenides herauszuarbeiten. Mit ihnen wollten sie das Neue, Griechenland, Europa beginnen lassen. Sie erschienen als die ersten Überwinder des mythischen Denkens. Diese Betrachtungsweise war sicherlich sehr fruchtbar und trug reiche Erkenntnisse ein. Sie wurde aber überspitzt und lief sich zu Tode. Gigon wirft jetzt das Steuer vollständig herum. Bei ihm fängt das Neue viel früher, schon mit Hesiod an. „Hesiods Theogonie ist in einem unglaublich viel tieferen Sinne der Ursprung der griechischen Philosophie als die Schrift des Thales von Milet". Folie, Vor-

---

[1]) Gigon, Olof: Der Ursprung der griechischen Philosophie. Schwabe, Basel 1945.

stufe, Gegensatz zu dieser neuen Welt ist diejenige Homers; Homer ist das eigentliche Grundelement der altgriechischen Gesellschaft. Seiner dichterischen Welt, der Welt der Wahrscheinlichkeit und Wahrscheinlichkeiten, setzt nun Hesiod als erster die Wahrheit gegenüber. „Wo immer Philosophen die Wahrheit der Wahrscheinlichkeit entgegensetzen, wo sie Logos vortragen und nicht Mythos, da sind sie Erben Hesiods und stehen mit ihm zusammen im Kampf gegen die Dichtung." Ist das richtig? Die Frage ist falsch. Denn es kann sich nicht um ein entweder—oder handeln. Man darf höchstens fragen, ob diese Anschauung dominant ist. Dies scheint mir sehr fragwürdig zu sein. Lebt Hesiod dieser Reklamebehauptung, die Wahrheit zu suchen, nach? Dichtet er nicht frei, aus dem Nichts wie Homer? Gewiß sind Unterschiede da; sie müssen von Gigon natürlich scharf herausgearbeitet werden. Ob sie aber genügen, das darauf gerichtete Gebäude zu tragen? Denn die Konsequenzen sind ebenso zwangsläufig, wie einschneidend. Thales muß bagatellisiert werden, zu einem wissensdurstigen Reisenden gemacht, zu einem unermüdlich nach den Ursachen fragenden Beobachter. Erst Anaximander ist dann der konstruktive Denker. Dieser wird unmittelbar an Hesiod angehängt. Der Unterschied dieses grandiosen Metaphysikers zu Hesiod, der uns früher riesengroß erschien, wird zu einem sekundären. Hesiod hat die Personenanalogie, die griechischen Philosophen die Sachanalogie. Letztere aber, die wir für entscheidend ansahen, sie wird klein gemacht, indem sie aus den homerischen Gleichnissen hergeleitet wird. Für Gigon aber erfüllt sich im Begriff des Unbegrenzten bei Anaximander erst die eigentliche Intention des hesiodeischen Denkens.

Das ist kühn und neu. Es verschieben sich damit Grenzen, die man für unverrückbar ansah. Das ganze Bild der griechischen Philosophie wird anders. Denn aus der einen Umwertung resultieren viele andere, entweder direkt oder insofern, als der Platz dafür frei wird. Das gilt vor allem von dem sehr eindrücklichen Bild des Pythagoras. Dieser von der vergangenen Philosophiegeschichte schwer vernachlässigten Persönlichkeit gibt Gigon ein gewaltiges Gewicht. Sicher mit Recht. Er erschließt eine ganze Welt des Glaubens und eine ganze Welt religiöser Vorstellungen, die bisher auf das kleine Volk beschränkt geblieben war und führt sie in die Philosophie ein. Ängstlich wird man dann aber, wenn nicht nur ein Xenophanes, sondern sogar Heraklit in die durch Pythagoras inaugurierte Entwicklungslinie hineingenommen wird.

Aber es ist ein Wurf, ein Guß. Sprachlich nicht blendend, manchmal eher etwas breit, aber methodisch wunderbar sicher führend. Für den Nichtfachmann hätten vielleicht gewisse Abschnitte in Anhängen untergebracht werden sollen; denn es ist kein Buch, das nur der Philologe lesen muß. Aber dann wären Einblicke in die Werkstatt des arbeitenden Gelehrten ausgeschieden worden, die auch dem Laien wohl Eindruck machen. Ernst Howald.

Von den Anfängen der griechischen Philosophie

Die vorliegende Schrift geht von der Schilderung aus, die Aristoteles in seiner Metaphysik von den Anfängen der griechischen Philosophie gibt[1]). Dieser Bericht enthält einen offenkundigen Widerspruch: Einerseits nämlich schreibt Aristoteles den ältesten Philosophen die Auffassung zu, alles Seiende entstehe aus einer „arché" (einem Grundprinzip) und vergehe wieder in sie; anderseits aber läßt er sie überhaupt jegliches Entstehen und Vergehen leugnen. Dieser Widerspruch in Aristoteles' Darlegungen ist in den Theoremen der Vorsokratiker begründet. Sie sind alle bemüht „um ein denkendes Verstehen der Welt der Erscheinungen". Während es zunächst schien, der verstandeshelle und illusionslose Jonier könne die „mythische Mehrdeutigkeit der Erscheinung" auf das problemlose „Phänomen" reduzieren, wuchs die Frage nach dem Verhältnis von Sein zu Erscheinen vielmehr zu bedrohlicher Größe. Wenn nur der Urgrund „ist", dann „sind" die Erscheinungen „nicht"; das ist die Lösung des Parmenides, die durch ihre Sauberkeit besticht; sie führt aber in eine hoffnungslose Ausweglosigkeit, zur Aufgabe der gesamten sinnlichen Welt zugunsten einer Hinterwelt, die schließlich auch nicht mehr

---

[1]) Barth, Heinrich: Von den Anfängen der griechischen Philosophie. Akademischer Vortrag. Schwabe, Basel 1944.

Urgrund aller Dinge sein kann; denn diese Dinge „sind" ja gar nicht mehr. Aber vielleicht „sind" die Erscheinungen doch, bloß in einer „herabgeminderten Weise". Diese Lösung, die uns durch Platon geläufig ist, liegt mehr oder weniger bewußt schon bei den ältesten Philosophen vor, die über die Physis nachdachten, d. h. über das wesentliche Sein. Werden und Vergehen spielen sich dann in der vordergründigen Welt der Erscheinungen ab, die Welt des wahren Seins aber bleibt unwandelbar. Aber wie soll sie dann wieder die Erscheinungen hervorbringen? Das führt zu der weitern Lösung, daß das Sein in den Erscheinungen selbst gesucht werden muß, aber nicht etwa so, daß Sein und Erscheinung identisch wären: in den mathematischen Verhältnissen, die an der Erscheinung sichtbar und hörbar sind, erfaßt der Pythagoreer das Sein. Womit die Frage nach dem Ursprung der Erscheinung noch immer nicht gelöst ist. In einen Agnostizismus läuft daher die vorliegende Skizze aus, die an einem Einzelproblem, allerdings vielleicht dem wichtigsten, die gesamte vorsokratische Philosophie umreißt.

Hans-Rudolf Schwyzer.

Platons Atlantis

Die Arbeit von Ernst Gegenschatz stellt sich die Aufgabe, Platons Ausführungen über die sagenhafte Insel Atlantis, die er uns in den Dialogen „Timaios" und „Kritias" schildert, aus Platons ganzem Werke, besonders aus seiner Altersphilosophie heraus verständlich zu machen[1]). Über allen Versuchen, Atlantis irgendwo auf der heutigen Welt zu finden oder ihren Untergang mit einer wirklichen Naturkatastrophe der geschichtlichen Zeit gleichzusetzen, wird kurzerhand der Stab gebrochen. Dies ist freilich die einzige eines Philologen würdige Haltung, der erkannt hat, daß Platons Darstellung, trotz der Betonung der Wahrhaftigkeit, als *εἰκὼς λόγος*, das ist als ein schwereloses Gedankenspiel angesehen werden muß.

Der methodische Grundsatz des Verfassers ist zweifellos richtig. In der Durchführung lehnt er sich stark an das Platonbild seines Lehrers Ernst Howald an, wonach Platon nach einer Periode euphorischen Glücksgefühls, hervorgerufen durch die Entdeckung der Ideenwelt, in einen Zustand der Verkrampftheit und psychischer Depression verfallen ist. Die Ansichten, ob Platon seine Ideenlehre wirklich aufgegeben oder sie bloß neu geprüft und modifiziert habe, gehen auseinander. Für Gegenschatz steht es jedenfalls fest, daß er mindestens ernstlich daran gezweifelt hat. Darum versucht er, den platonischen Staat stärker an den Ideenhimmel heranzurücken, als Platon es vermutlich wahrhaben wollte: denn damals glaubte der angebliche Utopist fest an seine Realisationsmöglichkeit, ja forderte diese sogar ausdrücklich. Der Atlantis-Staat aber dient nach Gegenschatz dazu, den Idealstaat in das kosmische Geschehen einzubauen, dessen Harmonie zu erweisen Platon sich erst aus enttäuschter metaphysischer Sehnsucht unterfangen habe.

Gegenschatz zieht für seine Überlegungen, die vielleicht nur allzu ernst bleiben gegenüber Platons spielerischem Stil, die übrigen platonischen Dialoge umsichtig heran und setzt sich auch mit der reichen gelehrten Literatur kritisch auseinander. A. E. Taylors Kommentar zum Timaios, eine Fundgrube der Gelehrsamkeit und ein Muster der Einzelinterpretation, hätte trotz der entgegengesetzten Grundauffassung herangezogen werden dürfen. Überhaupt scheint für diese sonst erfreuliche Arbeit keine Literatur zu existieren, die nicht in deutscher Sprache abgefaßt ist.

Hans-Rudolf Schwyzer.

Kunstbücher

Bei Anlaß der Rezension eines Buches von Mode über indische Frühkulturen sprach ich davon, welche Wichtigkeit man heute dem Studium der Frühgeschichte beimißt; tritt es doch immer klarer zu Tage, daß jede Hochkultur aus frühgeschichtlichen Vorstellungen erwachsen ist[2]).

In diesem Sinne unternimmt nun Guido von Kaschnitz-Weinberg den Versuch, die Entstehung antiker Kunstformen aus frühgeschichtlichen Vorstellungen zu er-

---

[1]) Gegenschatz, Ernst: Platons Atlantis. Ernst Lang, Zürich 1943.

[2]) Vergl. Heft 4, Juli 1944, S. 227—229.

klären. Das im Verlag Klostermann in Frankfurt a. M. erschienene, „Die mittelmeerischen Grundlagen der antiken Kunst" betitelte Buch vertritt die Ansicht, daß der megalithische Kult aufrecht stehender Steine — er denkt hiebei an die Dolmens und Menhirs Westeuropas, die Mazzeben Syriens und an die weitverbreiteten Denkmäler des Phallos-Kults — zur antiken Steinplastik, ja sogar zur griechischen Tempelarchitektur geführt habe. Einen richtigen Kern enthalten solche Anschauungen ganz bestimmt, denn es läßt sich wohl kaum leugnen, daß der prähistorische Mal-Gedanke bei der Entwicklung der statuarischen Plastik der Griechen mitbeteiligt war; die gleichen Vorstellungen dagegen mit dem Werden des griechischen Tempels in Zusammenhang zu bringen, scheint mir doch sehr gewagt. Wenn dann der Verfasser die frühgeschichtlichen Kult- und Grabhöhlen des Mittelmeergebietes mit spätantiken Rundgräbern in Zusammenhang bringt, hat auch das sicher seine Berechtigung: denn gerade die Tumulusform der kaiserzeitlichen Monumentalgräber geht sicher auf diese uralten Vorstellungen zurück, und daß die immer stärkere Architektonisierung dieser Tumuli zu den kuppelüberwölbten runden Grabtempeln, wie dem Diokletiansgrab in Spalato führte, scheint mir ebenfalls recht glaubhaft. Dagegen geht es mir doch etwas zu weit, wenn der Verfasser die ganze, doch recht autonom sich abspielende Entwicklung der spätrömischen Raumkunst, wie sie uns vor allem in den Thermenbauten des dritten Jahrhunderts entgegentritt, mit prähistorischen Höhlenvorstellungen in Zusammenhang bringt.

Aber gerade das Beispiel der langsamen Entwicklung der frühgeschichtlichen Grab- und Kulthöhlen zu den römischen Kuppelgräbern ist doch recht bedeutungsvoll, weil es uns zeigt, daß nicht nur am Beginn, sondern auch während der anscheinenden Hochblüte einer Kultur aus dem Untergrund parallel laufender, dumpf prähistorischer Bewußtseinsstufen mit einem Male solche primitive Vorstellungen in die hoch entwickelte Formenwelt „einbrechen", bezw. aufsteigen können. Und ebenso bezeichnend ist es, wie dann diese Vorstellungen immer stärker vom klar differenzierten Formenapparat einer Hochkultur durchsetzt werden, bis man ihnen zuletzt ihren Ursprung aus primitiveren Bewußtseinslagen gar nicht mehr ansieht.

Ein qualitativ mit großer Sorgfalt ausgestattetes Werk hat der Verlag Schroll in Wien herausgegeben: „Das antike Rom", mit photographischen Aufnahmen von Nawrath und einem einführenden Text von L. Curtius. Es handelt sich hier um eines jener heute offenbar sehr beliebten Bilderbücher, bei denen in der Regel ein Fachmann einer Reihe höchst effektvoller photographischer Aufnahmen eine kurze sachliche Erläuterung bezw. Einführung vorzusetzen pflegt. Hier ist nun aber das Gegenteil der Fall: Sachliche Nüchternheit finden wir im Bilderteil, sprühende Lebendigkeit im Text. Diese sachliche Nüchternheit der Bilder soll aber in keiner Weise als Tadel gelten, denn die hier vorliegenden Aufnahmen gehören wirklich zum Hervorragendsten, was je über die ewige Stadt publiziert worden ist; in beinahe lückenloser Folge ziehen da auf 223 Bildern die antiken Denkmäler der Tiberstadt an uns vorüber. Wir sehen hier manches Bauwerk, das wir in den bisherigen Bilderwerken über Rom vergebens suchen würden; dann aber treten auch wieder die alten Bekannten vor uns hin, die aber oft in bisher noch nicht gesehenen Perspektiven aufgenommen sind und uns daher neue Seiten ihres Wesens enthüllen. Neben den Gesamtansichten der einzelnen Denkmäler lernen wir dann auch viel Einzelheiten und zwar in Detailaufnahmen großen Formats kennen; die einen und andern dieser Aufnahmen werden auch dem Fachmann allerhand Neues sagen können. Auch die technische Qualität der Photographien ist überall eine hervorragende; ganz bewußt ist auf die gewohnten photographischen Effekte, wie Gewitterstimmungen, übertriebene Gegenlichtwirkungen 2c. Verzicht geleistet, so daß der dokumentarische Charakter all dieser Aufnahmen klar hervortritt. Auch am Text ist vieles zu loben; die überaus lebendige Darstellungsweise und die vollkommene Beherrschung des Stofft sind uns ja von früheren Arbeiten des Verfassers her bekannt. Nur die Auffassung der Spätantike mit ihrer Caesarenmacht als einer „großen" Zeit, die von moralischem Niedergang nur wenig gekannt haben soll, vermag ich nicht zu teilen. Wenn man bei einem Staatswesen Konsolidierung aller Verhältnisse und innere Stärke höher als äußere Expansion und reines Machtstreben stellt, so muß man diese Zeit als eine décadence ohne gleichen ansehen, die nicht anders als mit jenem Zusammen-

bruch enden konnte, der dann tatsächlich über das römische Imperium hereingebrochen ist.

Ebenfalls in die Antike führt uns ein Büchlein, das in der vom Verlag Schwabe herausgegebenen „Sammlung Klosterberg" erschienen ist. Es handelt sich aber nicht um eine Neuerscheinung, sondern um einen von Walter Muschg herausgegebenen Neudruck eines schon vor Jahrzehnten erschienenen Aufsatzes des bekannten Entdeckers des Mutterrechts Johann Jakob Bachofen über „Landschaften Mittelitaliens"; er bildete seiner Zeit die Einführung zur Geschichte der Römer, die der Verfasser gemeinsam mit dem Philologen Gerlach herausgab. Wir haben hier also einen Text vor uns, der selbst schon Geschichte geworden ist, und dieser Umstand macht einen großen Teil seines Wertes und Reizes aus. Denn Bachofen hat Mittelitalien in jener Zeit gesehen, in der die Campagna noch die fieberschwangere Wüste war, die die ewige Stadt umgab und in der der romantisch heroische Charakter der römischen Landschaft, der zu uns aus den Bildern der deutsch-römischen Maler spricht, noch ganz ungleich stärker hervortrat als heutzutage. Ganz abgesehen von diesem Wert als Zeitdokument aber entzückt uns das Büchlein durch die poesievolle Art, in der der Verfasser die damaligen Menschen und Zustände sieht und schildert. So erhalten wir eine wirklich äußerst lebendige und anschauliche historische Landschaftsschilderung, in der vor allem der westliche Teil des mittleren Italiens von Umbrien bis südlich von Rom beschrieben wird; wir lernen also den Sitz jener altitalischen Volksstämme kennen, die den Kern des alten römischen Bauernstaates bildeten, bevor er zur alles beherrschenden Weltmacht emporgestiegen war. Von besonderem Reiz ist es, daß der Verfasser immer den Menschen und die Geschichte mit der italienischen Landschaft, in der „die Jahrtausende so nahe bei einander stehen", zusammen als Eines sieht, so daß fortwährend Vergangenheit und Gegenwart in einander spielen: „alle Zwischenräume schwinden und das Altertum wird uns klar und vertraut wie die Geschichte von Zeitgenossen ... Mit den Wundern der Natur verbinden sich die Schicksale des Menschengeschlechtes zu Einem Bilde. Darin liegt der Zauber, den Mittelitalien auf jedes empfängliche Gemüt ausüben muß ... Die Einsamkeit der Tiberebene vermag allein jene tausend Bilder hervorzurufen, in welchen der Mensch seine Zeit und ihre Schicksale wieder erkennt".

Bachofen beginnt seine Landschaftsschilderung mit den weniger bekannten nördlicher gelegenen Hochebenen in den Vorbergen des Apennin; dann wenden wir uns mit ihm nach Süden, vor allem zur Campagna mit ihren Latifundien und riesigen Schafherden und zu den Albanerbergen. Einen Höhepunkt bildet die Beschreibung der Aussicht vom Monte Cavo, bei der die durch den Gegensatz von Gebirge und Ebenen gegebenen römischen Landschaftslinien wie eine Vision vor uns treten.

In spätere Zeiten, nämlich in Mittelalter, Renaissance und Barockzeitalter der italienischen Kunst führt uns ein Buch, das der Atlantis-Verlag in Zürich herausgegeben hat: „Italienische Wandmalerei, Meisterwerke des Freskos vom Mittelalter bis Tiepolo. Einführung und Bilderläuterungen von Richard Zürcher". Auf gegen zweihundert großen Tafeln finden wir hier Beispiele all der herrlichen Fresken aus ganz Italien zusammengestellt, um die wir, je mehr die ganze Apenninenhalbinsel in den Bereich der Kriegsoperationen kam, fortwährend bangten und noch bangen. Manches hat ja, entgegen anders lautenden Berichten, die große Gefahr mehr oder weniger glücklich überstanden! So scheinen in Rom, in Assisi und in Florenz die wichtigeren Fresken nicht weiter gelitten zu haben, und mit besonders dankbarer Freude haben wir vernommen, daß die unersetzlichen und einzigartigen Wandmalereien Piero della Francescas in S. Francesco in Arezzo allen gegenteiligen Hiobsbotschaften zum Trotz intakt geblieben sind. Aber um die Werke der Wandmalerei in Norditalien, vor allem um die unvergleichlichen Fresken Giottos in der Kirche Madonna dell'Arena in Padua sind wir in großer Sorge, denn schon sind die Wandbilder Mantegnas in der unmittelbar benachbarten Eremitanikirche — sie sind im vorliegenden Buche durch drei schöne Tafeln vertreten — einem Bombenangriff zum Opfer gefallen.

Es ist nun wirklich ein schöner Gedanke, durch dieses prächtige Buch jedem Gebildeten zum Bewußtsein zu bringen, um was für Ewigkeitswerte es sich hier

handelt; denn die italienischen Maler haben zu allen Zeiten im Fresko — man denke an Giotto, an Michelangelo — ihren monumentalsten Stil gefunden. So ist es eine reine Freude, die in technischer Hinsicht auf durchaus mustergültige Weise hergestellten Tafeln durchzublättern, unter denen sich auch etwa ein halbes Dutzend farbiger Reproduktionen befindet; von besonderem Werte ist es, daß uns hie und da Detailaufnahmen großen Formats Gelegenheit bieten, auch Einzelheiten genauer kennen zu lernen. Die Auswahl der Bilder ist eine recht glückliche; wir finden Bekanntes, aber daneben auch Kunstwerke, die abseits der großen Heerstraße liegen. Die großen bahnbrechenden Meister kommen jedenfalls immer gebührend zur Geltung. Einen vorzüglichen Begleittext hat Zürcher geschrieben; er orientiert uns zunächst über Art, Technik und Wesen des Freskos und hebt mit Recht die mehr als bei der Tafelmalerei hervortretende starke Gesetzlichkeit hervor; vor allem aber zeichnet er uns als Erläuterung zu den Tafeln den Entwicklungsgang der italienischen Freskomalerei von S. Maria Antiqua über die Zeiten der Gotik und der Renaissance bis zu Tiepolo. Besondere Erwähnung verdienen die am Schluß des Bandes beigefügten sehr zuverlässigen und sehr eingehenden Erklärungen zu den einzelnen Bildern.

In ein allgemeineres Gebiet führt uns ein im Schweizer-Spiegel-Verlag in Zürich erschienenes Buch über „Das Ornament in der Kunstgeschichte", das Peter Meyer zum Verfasser hat; es ist, so viel ich weiß, auf Grund von Vorträgen entstanden, die der Verfasser an der Volkshochschule in Zürich gehalten hat. Sehr aufklärend sind die einleitenden Abschnitte, in denen uns der Verfasser darüber orientiert, was überhaupt ein Ornament ist, wobei er sich mit den verschiedenen von soziologischer ꝛc. Seite vorgebrachten Hypothesen auseinandersetzt, die Art und Wesen des Ornaments oft durch außerhalb der Kunst liegende Ursachen zu erklären versuchen. In einem gewissen Gegensatz dazu wird uns an Hand typischer Beispiele gezeigt, wie das Ornament auch einen selbständigen Eigenwert hat, indem es einem Gegenstand Maßstab, Bewegung und Belebung verleiht, und daran anschließend hören wir, wie dann allerdings verschiedene Zweckbestimmungen, verschiedene Zeiten und Lebensräume immer wieder neue Nuancen in das Ornament gebracht haben.

Vor allem aber führt uns der Verfasser durch die Jahrhunderte und zeigt uns an konkreten Beispielen, wieso und warum es zu immer wieder andern Ornamentformen kommen mußte. Mit dem Ornament der klassischen Antike, das ja den Grund aller späteren Entwicklung bildet, wird der Anfang gemacht; ziemlich ausführlich wird dann das Mittelalter behandelt, wobei die Spätgotik als eigener Abschnitt hinzugefügt wird. Bei der Renaissance und der Spätrenaissance wird, vom Süden ausgehend, auch der Norden stark berücksichtigt; dann folgen als Abschluß der historischen Stile die für uns so wichtigen Ornamente des Barock und des Klassizismus. Damit wird aber der Leser noch nicht entlassen; es folgt vielmehr noch ein ausführlicher Abschnitt über Jugend- und technischen Stil. Hier ist uns nun P. Meyer ein besonders bewährter Führer; Leser früherer Jahrgänge des „Werk" werden sich erinnern, in welch intensiver Weise der Verfasser sich mit der Entwicklung der Kunstformen der vergangenen Jahrzehnte beschäftigt hat. So kann dieses kleine Werk bestens empfohlen werden; gerade weil die zum Verständnis der Architekturformen so eminent wichtige Entwicklung des Ornaments selten allein für sich behandelt wird, werden auch Fachleute und Kenner dieses Buch seiner durchaus selbständigen Auffassungen wegen mit Gewinn lesen.

Unter dem Titel „Kunst in der Schweiz" hat Peter Meyer auch eine kleine schweizerische Kunstgeschichte geschrieben, die von der Schweizerischen Zentrale für Verkehrsförderung herausgegeben wurde und im Schweizer-Spiegel-Verlag in Zürich erschienen ist. Wenn ich von einer schweizerischen Kunstgeschichte spreche, so muß jedenfalls bemerkt werden, daß es sich hier nicht um eine ausführliche historische Darstellung, sondern um ein kleines Büchlein in Taschenformat, um einen neuen Typus einer Kunstgeschichte handelt, in dem wir keine lückenlose Aufzählung aller einigermaßen wichtigeren Denkmäler erwarten dürfen. Dafür aber hat es der Verfasser verstanden, die allgemeinen Züge in sehr lebendiger Weise darzustellen und vor allem das spezifisch Schweizerische in einer noch selten gesehenen Weise herauszuarbeiten. Wir sind ja immer anders als die uns umgebenden Großstaaten gewesen; schon

früher, als es überall Monarchien gab, waren wir eine Republik, und als die Diktaturstaaten aufkamen, blieben wir eine Demokratie. Dieses Anders-Sein mußte sich daher auch in der Kunst — in negativem und in positivem Sinn — auswirken. So können wir, wie Peter Meyer richtig bemerkt, nicht wie Fürstenstaaten mit wertvollem ausländischem Sammlungsgut aufwarten und gegenüber dem Barockstil, wie er sich an den Fürstenhöfen entwickelt hat, haben wir uns lange recht ablehnend verhalten. Auch unsere Kirchen gehen, von seltenen Ausnahmen abgesehen, fast nie über ein gewisses Format hinaus; dafür aber bieten sie durch die Art, wie sie sich immer wieder mit ganz anders gearteten Landschaftsbildern verbinden, Eindrücke von absoluter Einmaligkeit. Vor allem aber weist der Verfasser darauf hin, wie immer wieder die gesunde soziale Ausgeglichenheit, bei der es nicht wie in andern Ländern starke Trennungen zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten gab, auch in der Kunst in Erscheinung treten mußte. Besonders die zu allen Zeiten auffallend starke Initiative des Bürgertums, die sich in den Rat- und Zeughäusern, besonders aber in den Zunftstuben und dann wieder im Wappenkult zeigt, läßt sich höchstens mit der gehobeneren Bürgerkunst in den Niederlanden oder den Hansastädten vergleichen. Daneben steht aber auch die bäuerliche Kunst mit ihren mannigfaltigen, den verschiedenen Landesgegenden entsprechenden Häusertypen auf selten hoher Stufe. Mit Recht erinnert der Verfasser daran, daß fremde Reisende in früheren Jahrhunderten immer wieder über die stattlichen Häuser der Schweizer Bauern mit ihren Glasscheiben erstaunt waren; denn damals dürften sich in der Tat wohl nirgends das Standesideal und die Bauweise der freien Bauern so sehr dem herrschaftlich-bürgerlichen Niveau genähert haben wie in den demokratischen Kantonen der Schweiz. Besonderes Lob verdient die Illustrierung des vorliegenden Buchs. Im Text sind zwar nur eine Anzahl Strichätzungen untergebracht; den Hauptschmuck aber bilden die etwa fünfzig zum Teil farbigen Tafeln, auf denen Plastiken und Gemälde, Bauten und Städtebilder, Gesamtansichten und Detailaufnahmen in buntem Wechsel an uns vorüberziehen. Alles in allem eine entzückende Publikation, die, wie wir hoffen wollen, nach dem Krieg unserer Heimat manche Freunde werben wird. Man kann hier fast nicht den Wunsch unterdrücken, dieses reizvolle Büchlein möchte zu einer doch noch etwas ausführlicheren kleinen schweizerischen Kunstgeschichte ausgebaut werden! Das wäre ja durch Vermehrung der Textbilder und Erweiterung der klein gedruckten Denkmälerverzeichnisse am Schluß der einzelnen Abschnitte leicht zu bewerkstelligen.

Ein Buch sei hier noch genannt, das zwar kein ausgesprochenes Kunstbuch ist; es führt uns aber mit einem so lebendigen Sinn für künstlerische Werte in die Schönheiten eines unserer eigenartigsten Kantone ein, daß ich es doch hier nennen möchte. „Komm mit mir ins Wallis" hat der Verfasser, Walter Schmid das im Hallwag-Verlag in Bern erschienene Buch überschrieben und je länger man in seinen Ausführungen liest, desto lebendiger regt sich in einem der Wunsch, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Denn er versteht es, einen in einer ganz unaufdringlichen und durchaus zwanglosen Weise für die Schönheiten dieses südlichen Alpenkantons zu erwärmen. An Hand des Textes besuchen wir mit dem Verfasser die südlichen Seitentäler und begleiten ihn auf die höchsten Berge und über manche Pässe; aber auch in den Gebieten des Kantons Wallis, an denen der Durchschnittsreisende oft, ja fast in der Regel achtlos vorübergeht, ist W. Schmid ebensosehr zu Hause. Der Ernst und die Größe des Rhonetals, die harte Arbeit und die Sorgen der Bergbewohner werden uns da nahegebracht, und immer wieder freut man sich, daß der Verfasser die Natur stets in Verbindung mit dem Menschlichen sieht. So erkennen wir, wie die Menschen hier von der großen Gebirgsnatur geformt werden, aber wir sehen auch, wie diese Menschen ihren Tälern und Flußläufen durch ihre Dörfer, Wege und Äcker, durch ihre Kirchen und Burgen ein ganz besonders geprägtes Antlitz verliehen haben. Das lebendige Interesse des Verfassers für Geschichte ersieht man auch aus den drei Schlußabschnitten, auf die ich ganz besonders hinweisen möchte; wir hören da von den Wanderungen der Walser, von Kardinal Schiner, Jörg Auf der Flüe (Supersaxo) und von Napoleons Eingreifen in die Geschichte des Wallis. Besondere Erwähnung verdienen die sehr zahlreichen Kupfertiefdrucktafeln, die nach photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellt sind; wir sehen da manche eigenartige Gebirgsaufnahme, aber vor allem treten uns immer wieder Menschen

und Werke des Menschen in Verbindung mit der Natur entgegen. Alle diese Bilder stehen ganz entschieden über dem Durchschnittsniveau gewöhnlicher Reiseaufnahmen; Nebensächliches auf der Seite lassend, führen sie uns das Dargestellte in oft interessanten Blickrichtungen, auf sehr eindrückliche Weise und oft in großem Maßstabe vor.

Samuel Guyer.

Pädagogische Besinnung

Jede Generation braucht pädagogische Besinnung, die unsrige erst recht. Jeder Marsch erfordert eine ständige Orientierung, und die pädagogische Besinnung gleicht der Orientierung eines Volkes über sein vorgestecktes Ziel. Eine ganze Reihe eben erschienener Schriften gehört zu dieser Selbstbesinnung. Zunächst erwähnen wir den Vortrag von Herrn Seminardirektor Arthur Frey: „Pädagogische Besinnung", der als 4. Heft der „Schriften der Zeit" im Artemis-Verlag in Zürich erschienen ist.

Es ist so, wie der Verfasser zu Beginn seiner Schrift ausruft: „Wir verehren Pestalozzi, wir bekennen uns theoretisch zu ihm — beides, sofern wir ihn kennen. Aber unsere Schule ist nicht seine Schule. — Könnte er einen Blick in die pädagogische Gegenwart tun, er müßte die schmerzlichste Enttäuschung erleben."

Ich fürchte, diese Enttäuschung wäre auf der Mittelschule am größten. Sie steht vor einer unüberwindlich schweren Aufgabe: In stofflicher Hinsicht hat sie ein Riesenmaß zu bewältigen, wenn sie das Ziel der vorgeschriebenen Lehrpläne erreichen will, aber damit ist ihre Aufgabe nicht erschöpft, soll sie doch ein noch ganz anderes Ziel erreichen: die Weckung und Schulung der geistigen Fähigkeiten und die Festigung des Charakters. Es geht doch auch hier in erster Linie um die Schulung der Überlegungen und nicht um die Menge des Bildungsgutes.

„Dieser Tatsachen", mahnt uns Frey, „muß sich der Lehrer an der Mittelschule bewußt sein. Auch für ihn, ja, für ihn ganz besonders, gilt die Warnung Eduard Sprangers: ‚Jeder Stoff ist hier, wo es noch nicht um das Berufskönnen geht, nur Mittel zum Zweck. Seine pädagogische Rechtfertigung liegt darin, daß an ihm und durch ihn ein Stück geistiges Leben aufgehe'".

Wir wollen die vorliegende Schrift nicht nur lesen, sondern ihrem Rufe folgen.

Zur pädagogischen Besinnung gehört auch die Selbstkritik des Erziehers, der sich immer und unaufhörlich zeigen läßt, wo er selbst fehlt, steht doch jeder Erzieher in der Gefahr der Selbstüberhebung. Die Schrift: „Erzieher, wie sie nicht sein sollen", von Dr. Heinrich Kleinert, dem Vorsteher der Oberabteilung der Mädchensekundarschule „Monbijou" in Bern (Francke, Bern), kommt einem Spiegel gleich, der uns Erziehern vorgehalten wird. In eindringlicher und sinnfälliger Art, mit einleuchtenden Beispielen aus dem Alltag durchzogen, werden bestimmte Typen eigenartiger Erzieher charakterisiert: der Schreier, dessen ganze Kunst der Erziehung im Ton der Drohung und Macht gipfelt, der Spötter, der nichts gelten lassen will, der Gleichgültige und Nörgler; sie kommen alle an die Reihe. Und irgendwie sind wir ja alle von diesen Krankheiten angesteckt. So ruft uns denn auch diese Schrift zur pädagogischen Selbstbesinnung.

In mühsamer Arbeit, sorgfältig und vollständig zusammengestellt, ist kürzlich im Verlag für „Recht und Gesellschaft" in Basel die „Bibliographie der philosophischen, psychologischen und pädagogischen Literatur in der deutschsprachigen Schweiz von 1900 bis 1940" erschienen, ein Sammelwerk, das über die ganze „pädagogische Besinnung" der letzten vier Jahrzehnte auf Heimatboden Auskunft erteilt. Die Herausgeber: Dr. E. Heuß, Dr. P. Kamm, Dr. H. Kunz und Dr. M. Landmann haben hier eine Orientierung geschaffen, die mehr als eine Bestandesaufnahme sein will und darf. Sie will, wie die Herausgeber betonen, „ein Werkzeug der Verständigung und darüber hinaus eine Grundlage zu künftiger Gemeinschaftsarbeit" sein. Wenn das Werk, das in Anlage und Druck vorzüglich gehalten ist, auch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, so bildet es doch für jeden, in dieser Richtung arbeitenden Forscher, eine ganz vorzügliche Quellenangabe,

die wir gerne jeder Lehrerbibliothek einverleibt wüßten, ein Werk, das in bester Verantwortung unsern Enkeln gegenüber geschaffen worden ist.

In seiner soeben erschienenen Genfer Dissertation: „Instituts-Erziehung" (Sauerländer, Aarau) bietet Dr. Erich Tobler, der Sohn des Gründers des Landerziehungsheimes „Hof-Oberkirch", eine sehr gründliche und sorgfältige Zusammenstellung des schweizerischen Instituts-Lebens des ganzen 19. Jahrhunderts. Sein Ziel war: „das deutschschweizerische Privatschulwesen zwischen Pestalozzi und den Landerziehungsheimen zu verfolgen." Der Verfasser hat sein Ziel erreicht und uns eine umfassende Darstellung schweizerischer Instituts-Erziehung vorgelegt, die auch anspruchsvolle Leser überrascht. So bildet die vorliegende Arbeit eine höchst wertvolle Ergänzung zur Geschichte der schweizerischen Volksschule von Dr. Hunziker. Sie hat den Rahmen einer Dissertation weit überschritten und ist zu einem Stück Geschichte der Pädagogik angewachsen. Der geschichtliche Teil wird ergänzt durch eine statistisch-kritische Darstellung, die eine pädagogische Besinnung über die Instituts-Erziehung bedeutet und deshalb in diesen Zusammenhang gehört.

Veranlaßt durch die Erschütterungen des ersten Weltkrieges erschien in den Jahren 1924—1939, herausgegeben von Paul Federn und Heinrich Meng, die erste Reihe der „Bücher des Werdenden" in 12 Bänden. Das Wort Goethes: daß „alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, verderblich ist", darf als Leitmotiv dieser Bände angesprochen werden, die alle sich mit kulturellen und pädagogischen Problemen befassen.

Nun liegt der 1. Band einer 2. Reihe der „Bücher des Werdenden" vor uns: „Zwang und Freiheit in der Erziehung", dessen Verfasser der Basler Arzt und Psychotherapeute, Dr. med. Heinrich Meng, ist[1]). Im Mittelpunkt der Nachkriegspädagogik stehen ohne Zweifel die beiden Begriffe: Zwang und Freiheit, die von jeher zur Polarität in der Erziehung gehört haben, ja sie sogar wesentlich ausmachen. Wir können die beiden Begriffe auch anders nennen: Gehorsam und Ungebundenheit, oder Liebe und Zucht, es handelt sich immer um den großartigen Rhythmus von Binden und Lösen, von Müssen und Dürfen. Mit einer subtilen Sorgfalt geht der Verfasser der psychischen Beschaffenheit des Kindes in allen Lagen seiner Verfehlungen nach und untersucht die Wirkung sinnvoller und sinnloser Strafe anhand eines reichen Belegmaterials.

Die wissenschaftliche Gründlichkeit und Straffheit des Buches wird lebendig durch die eingeflochtenen Quellen von Erziehern, Schriftstellern und Kindern. Ein umfassendes Dokumentenmaterial, das im 2. Teil des Buches besonders gesammelt ist, macht das Buch zu einer Fundgrube pädagogischer Besinnung. Das Buch ist stark psychoanalytisch orientiert, wie auch die ganze eingangs erwähnte Reihe, was nicht heißt, daß nicht auch anders gerichtete Erzieher hier die wertvollste Anregung zur notwendigen pädagogischen Besinnung finden.

Alfred Stückelberger.

Neuerscheinungen der protestantischen Theologie

Peter von Lieven bezeichnet sein Buch Im Einklang mit dem Ewigen, Rascher, Zürich 1944, nicht mit Unrecht als Religionsphilosophie. Der Verfasser, der den Agnostizismus vertritt, sucht im Wechsel der Zeit nach Spuren des Ewigen (wobei er diesen Begriff rein formal, ohne jede inhaltliche Füllung faßt). Er findet innerhalb der menschlichen Existenz zwei Berührungspunkte mit dem Ewigen: die Tatsache der Identität des Ich mit sich selbst und die Möglichkeit der reinen, aufopfernden Liebe. Bleibt das „Idion", wie v. Lieven den transzendenten, jenseits von Leib und Seele liegenden Träger der Identität nennt, eine hypothetische, nicht klar faßbare Größe, die ihren Ursprung aus dem Pantheismus nicht verleugnen kann, so deckt sich sein Begriff der Liebe weitgehend mit dem neutestamentlichen Ausdruck „agape". Immerhin sieht der Verfasser in der Liebe eine Möglichkeit, die grundsätzlich jeder Mensch verwirklichen kann, während sie in der biblischen Botschaft als eine Gabe des Hl. Geistes erscheint. Im einzelnen bietet die Lektüre dieses flüssig geschriebenen Buches manche Anregung. — Wissenschaft und Glaube nennt sich eine Sammlung von 6 Vorträgen,

[1]) Verlag Huber, Bern 1945.

die anläßlich der ersten Tagung der Mlle. Marie Gretler-Stiftung in Zürich gehalten wurden und nun bei Rentsch, Erlenbach 1944 im Druck erschienen sind. Vertreter verschiedener Wissenschaftszweige (Emil Brunner, Marc de Munnynck, Andreas Speiser, Otto Veraguth, Dietrich Schindler und Fritz Medicus) versuchen, jeder auf seinem Spezialgebiet, die Beziehung von Wissenschaft und Glaube und ihre gegenseitige Begrenzung aufzuzeigen. Die Aufgabe ist nicht überall gleich gut gelöst, am besten vielleicht beim Theologen Brunner, dessen Bemühungen schon lange um dieses Problem kreisen. Auch der Philosoph Medicus weiß, unter reicher Verwendung der Geschichte der Philosophie, Entscheidendes zu sagen. Bedeutungsvoll ist die Schrift dadurch, daß bei aller Verschiedenheit der Weltanschauung eine wenn auch schmale gemeinsame Basis der Übereinstimmung durchschimmert, ein kleiner, aber vielleicht verheißungsvoller Ansatz zu einer neuen universitas literarum.

Zwei weitere Publikationen sind der Frage gewidmet, welche Rolle der christliche Glaube im Leben und Werk zweier bedeutender Schweizer gespielt hat. Hier ist zunächst Fritz Buris Werk Gottfried Kellers Glaube, Haupt, Bern 1944 zu nennen. Mit großer Sachkenntnis und feinem Einfühlungsvermögen behandelt der Verfasser die Weltanschauung des großen Dichters. Buri hat sich damit keine leichte Aufgabe gestellt, da Keller in religiöser Hinsicht durchaus eine eigengeprägte Persönlichkeit darstellt. Einerseits fühlt er sich als „geborener Protestant" und sieht voll Verachtung auf den „Atheisten von Profession", anderseits ist er durch die Schule Feuerbachs gegangen und bezeichnet sich selbst als „schlimmen Heiden", da ihm die überlieferten christlichen Grundlehren nicht mehr entsprechen. Kein Wunder, daß Keller zum religiösen Einsiedler wird. Da er jedoch nicht vollständig auf Gemeinschaft verzichten kann, setzt er an Stelle von Kirche und Gottesdienst das Vaterland und die vaterländische Feier. Aus diesem Untergrund heraus deutet Buri Kellers Heimatlieder. Allein, der Dichter sieht sich von diesem Religionsersatz bitter enttäuscht, wie er denn überhaupt mit dem Phänomen der Schuld auf intellektuellem Wege je länger desto weniger fertig wird. Keller weiß zwar etwas von Erlösung, doch sieht er sie nicht in einem einseitigen Gnadenakt Gottes, sondern in einer Gewissensqual mit nachfolgender Bewährung, d. h. es ist letzten Endes der Mensch selber, der seine Schuld überwindet. Dies alles wird von Buri meisterhaft dargestellt und aus Kellers Gesamtwerk reich belegt. Man fragt sich jedoch verwundert, was Buri wohl mit dem Untertitel seines Buches „Ein Bekenntnis zu seinem Protestantismus" meinen mag. Für jeden Einsichtigen ist es klar, daß Kellers Glaube nicht nur unkirchlich und antiorthodox ist, sondern überhaupt auf einem ganz andern Boden steht als der christliche Glaube. Kellers Religiösität wurzelt ganz in der Diesseitigkeit und anerkennt keine Offenbarung Gottes in Jesus Christus, wie die Bibel sie verkündet. Dies als Protestantismus zu bezeichnen, ist auch bei weitherzigster Auffassung nicht mehr möglich, womit auch gesagt ist, daß ein Protestantismus Keller'scher Prägung — wenn es jemals einen solchen geben sollte — an seinen eigenen Widersprüchen zugrundegehen müßte. — Die Frage nach dem christlichen Glauben im Werk des großen Erziehers Pestalozzi hat schon manche Publikation veranlaßt und ist doch bis heute umstritten geblieben. Nachdem zuletzt Würzburger in seinem Buch „Der Angefochtene" (Zwingli-Verlag 1940) Pestalozzi für den christlichen Glauben in Anspruch genommen hatte, widmet nun neuerdings Heinrich Hoffmann diesem Problemkreis eine interessante Studie unter dem Titel Die Religion im Leben und Denken Pestalozzis, Lang, Bern 1944. Hoffmann zeigt die Wandlungen auf, die Pestalozzis Glaube in seinen drei Lebensperioden (Zeit der Armenanstalt und der „Abendstunden", Zeit der Lebenskrise und Alter) durchgemacht hat. Huldigt Pestalozzi in seiner Jugend einer konservativen Aufklärung, in der die Begriffe „Vorsehung, Tugend und Unsterblichkeit" im Mittelpunkt stehen, so erlebt er unter dem Eindruck äußerer Fehlschläge eine schwere Krisis, die ihn an der Güte des Menschen fast verzweifeln läßt, um schließlich unter starker Betonung der religiös begründeten Liebe zu einer vertieften Glaubensauffassung durchzudringen. Diese von Hoffmann aufgezeigte Linie erinnert etwas an das Hegelsche Schema Thesis-Antithesis-Synthesis, dürfte aber der Entwicklung Pestalozzis nicht zu sehr Gewalt antun. Die Schrift ist interessant und flüssig geschrieben, zieht aber leider die Frage, wie sich der christliche Glaube in der praktischen Wirksamkeit Pestalozzis, in Jugenderziehung und Unterricht auswirkte, zu wenig in Betracht.

In seinem im Evangelischen Verlag Zollikon erschienenen Buch Das Volk Gottes macht Herbert Hug den Versuch, das Judenproblem im Lichte der Hl. Schrift zu durchdenken. Der Verfasser sieht von allen rassischen und wirtschaftlichen Fragestellungen ab und zeigt, daß das Judenproblem daraus entstanden ist, daß das Volk Gottes seinen Messias verworfen hat. In einem zweiten Abschnitt erläutert Hug Luthers Stellung zu den Juden. Das ist darum nötig, weil Luther oft zum Kronzeugen des Antisemitismus gemacht wird. Nachdem Luther in seiner Frühzeit gute schriftgemäße Ansätze zur Lösung der Judenfrage hervorgebracht hatte, trübten allerlei schlimme Erfahrungen das Urteil des Reformators zusehends, sodaß er am Ende seines Lebens seinem Judenhaß in erbitterten Schmähschriften Luft machte. Nach Hug ist es jedoch nicht angängig, Luther deswegen zu einem Antisemiten zu stempeln, denn es liegen Luthers Stellungnahme gegen die Juden ausschließlich religiöse Motive zugrunde, wenn sie natürlich auch in sehr verzerrter Form zutage treten und für eine Theologie, die wirklich an der Schrift orientiert ist, nicht mehr annehmbar sind. Im Ganzen ist Hugs Arbeit eines eingehenden Studiums wert.

Julius Schweizer betritt in seiner Studie Zur Ordnung des Gottesdienstes, Zwingli-Verlag, Zürich 1944, das von der Theologie stark vernachlässigte Gebiet der Liturgik und weist überzeugend nach, daß Zwingli und besonders Calvin — entgegen einer weitverbreiteten Meinung — sich sehr ernsthaft um eine dem Evangelium angemessene liturgische Form des Gottesdienstes bemüht haben. Die Zürcher und Genfer Reformation hat sich dabei teilweise an den mittelalterlichen Predigtgottesdienst, wie er hierzulande geübt wurde, angeschlossen und den Hauptstücken des Glaubens, wie Gesetz, Bekenntnis und Unservater neben der offenen Schuld, dem Kyrie, den Trostsprüchen und dem großen Almosen ihre feste Stelle in jedem Gottesdienst gegeben. Schweizer verwendet zur Abklärung dieser Fragen ein großes Quellenmaterial aus in- und ausländischen Liturgien. Man verliert jedoch ob der Fülle der Einzelheiten leicht den Überblick über die großen Linien der geschichtlichen Entwicklung. Kurze Tabellen, die den Aufbau der verschiedenen Liturgien nebeneinanderstellen, würden den praktischen Wert dieser aus gründlicher Arbeit entstandenen Broschüre noch erhöhen und eine bessere Vergleichsmöglichkeit der alten Ordnungen mit Schweizers Vorschlag eines neuen Aufbaus des Gottesdienstes bieten. — Mit seiner kleinen, aber von gründlicher Kenntnis der Materie zeugenden Schrift Ein Ja zur Kindertaufe, Zwingli-Verlag, Zürich 1944, greift Hermann Großmann in die heute wieder lebendig gewordene Diskussion über die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe ein. Der Autor gibt zwar ohne weiteres zu, daß sich im Neuen Testament kein ausdrücklicher Befehl zum Taufen von Kindern, besonders auch von Säuglingen finde. Aber es gibt Bibelstellen, in denen gesagt wird, daß sich ein Bekehrter „mit seinem ganzen Hause" taufen ließ, was im damaligen Sprachgebrauch bedeutet, daß auch dem Gesinde und den Kindern das Zeichen der göttlichen Gnade gegeben wurde. Großmann teilt noch weitere Argumente mit, die ihn zur Bejahung der Kindertaufe führen und die es verständlich werden lassen, daß die Kirche von jeher die Kindertaufe geübt hat. — Nach seinem Pestalozzibuch schenkt uns Karl Würzburger ein neues Werk, betitelt „Erziehung nach dem Evangelium, Zwingli-Verlag, Zürich 1944. Erziehung ist nach Würzburger nicht einfach Entfaltung von Anlagen und Möglichkeiten, die im Kinde schlummern, sondern Erziehung des Geretteten zur Nachfolge Jesu. Als Ort der Erziehung hat die Familie als Teil der christlichen Gemeinde zu gelten. Ihren Auftrag erhält die Erziehungsarbeit aus dem Taufbefehl Jesu (Mt. 28, 19. 20), der bezeichnenderweise von einem Lehrbefehl gefolgt ist. Unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses von Eltern und Kindern behandelt der Verfasser das Unservater, die 10 Gebote und das neutestamentliche Liebesgebot. Es ist erstaunlich, wie diese Hauptstücke der biblischen Botschaft der Erziehung Aspekte eröffnen, die seit langem nicht in dieser Klarheit gesehen wurden. Im einzelnen wären gelegentlich Fragen zu stellen, doch ist die Grundkonzeption, vom christlichen Glauben aus betrachtet, unanfechtbar. Würzburgers Buch, das an den Leser einige Anforderungen stellt, gehört darum in die Hand recht vieler Eltern. — Theodor Bovets Arbeit Vom Stand des Christen in der Welt, die ebenfalls im Zwingli-Verlag 1944 erschienen ist, weist einen doppelten Vorzug

auf: Hier redet ein Arzt, der auf dem Boden des Evangeliums steht, über all das, was zu einem christlichen Leben und Handeln im weitesten Sinne des Wortes gehört: über die eigene Person mit ihren Nöten und Verkrampfungen, über die Beziehungen zum Nächsten, über Ehestand und Beruf, Staatsgemeinschaft und Kirche. Daß einmal nicht der Theologe, sondern der Arzt es unternimmt, vom Evangelium her diese Handreichung zu tun, ist verheißungsvoll. Sodann ist noch selten mit solcher Sachkenntnis und weitherzigem Verständnis über Ehestand und Beruf geredet worden, wie Bovet es tut. Man wünscht dem Buch, das jedem Leser wertvolle Hilfe bieten kann, weite Verbreitung.

Der initiative Zwingli-Verlag hat 1944 in neuer Auflage herausgegeben: Hugo Ratmich: Von Weg und Ziel. In diesem Büchlein sind eine Anzahl Betrachtungen vereinigt, die seinerzeit in der NZZ erschienen sind und in allen Schichten des Leserkreises dankbare Aufnahme gefunden haben. Daß in unserer auch auf dem Büchermarkt schnellebigen Zeit eine Neuauflage nötig wurde, spricht dafür, daß Ratmichs einfach-menschliche und zugleich geistig-tiefe Art einem Bedürfnis entgegenkommt. Als Seelsorger, der auf eine reiche Lebenserfahrung zurückblickt, möchte der Autor im Leser ein klares Verständnis seiner selbst und damit des Menschseins überhaupt wecken und das Ich und Du in lebendige, von Liebe und Rücksicht getragene Beziehung bringen. Eine theologische oder psychologische Fachsprache ist gänzlich vermieden, dafür sprudelt ein Quell köstlichen Humors, der sich mit tiefem Ernst paart und im Kleid einer lebendigen Anschaulichkeit den Weg zum Herzen jedes Lesers findet. — Geschlossener noch und konzentrierter wirkt Hugo Ratmichs zweites Buch Zwischen Erde und Himmel, Zwingli-Verlag 1944. Hier kommt Ratmich der geistigen Not, die durch den Krieg aufgebrochen ist, näher. Sein Bestreben, im Zusammenbruch aller Werte das stille Leuchten reiner Menschlichkeit zu retten, hat in diesem Büchlein einen in Form und Inhalt edlen Ausdruck gefunden.

Edwin Künzli.

Mundartliteratur

Die Diskussion über das Thema „Häb Sorg zum Schwyzerdütsch" ist erfreulicherweise stark in Gang gekommen und beschäftigt landauf und -ab immer breitere Kreise des literarisch interessierten Publikums. Selbst die welsche Schweiz nimmt daran regen Anteil. Die Erkenntnis, daß „unsere nationale Eigenart steht und fällt mit unserer Mundart" (Bundesrat Welti), ist durch die Zeitumstände weitgehend gefördert worden. Aber wichtiger als die Diskussion wäre, dafür zu sorgen, daß nicht nur die Gebildeten, sondern auch das Volk in vermehrtem Maße die Bücher unserer Mundartdichter läse. Doch da hapert es noch bedenklich. Warum? Ganz einfach deshalb, weil man sich in den Schulen zu wenig damit befaßt. Das Mundartlesen bereitet dem ungeschulten Auge große Schwierigkeiten. Dem kann nur durch vermehrte Schulung begegnet werden. Diesem Ziele dient auch die Volksausgabe der Werke Rudolf von Tavels, die mit dem neuesten Bande „Am Kaminfüür" beinahe abgeschlossen vorliegt[1]). Die in diesem Bande vereinigten Kurzgeschichten, die vom Autor am Kaminfeuer erzählt werden und zum Vorlesen im Familienkreise besonders geeignet sind, behandeln Stoffe sowohl aus der patrizischen Welt des 18. Jahrhunderts wie auch solche der kleinbürgerlichen jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. Die Erzählerkunst Tavels bedarf keiner weiteren Empfehlung mehr; sie ist, ähnlich derjenigen Gotthelfs, obwohl in engeren Rahmen gespannt, auf ihrem Gebiete vorbildlich geworden. Sie ist es namentlich inbezug auf die Reinheit der Mundart und der Gesinnung. Diese gestalten jedes Tavelbuch, so auch das vorliegende, zu einem hors d'oeuvre der Mundartliteratur.

Von anderem Gepräge ist Gottfried Fankhausers „Wedelemacher"[2]). Ein Gemisch von Mundart und Schriftsprache, wie es seit Gotthelf

[1]) von Tavel, Rudolf: Am Kaminfüür. Bärndütschi Gschichte. Francke, Bern 1944.

[2]) Fankhauser, Gottfried: Der Wedelemacher. Erzählung aus dem Emmenthal. Heinrich Majer, Basel 1944.

immer wieder versucht wurde, um beim einfachen Leser Anklang zu finden. Das wird auch Fankhauser gelingen, der übrigens als religiöser Schriftsteller sich bereits einen Namen gemacht hat. Hier handelt es sich um die Geschichte eines Verdingbuben („Güterbub"), dem der Unverstand einer herzlosen Bäuerin den Weg ins Lehrerseminar verlegte und erst recht die nach ihrer Tochter ausgestreckte Hand mit Entrüstung niederschlug. Aber Gottes Wege sind wunderbar. Der Bub leistet den Beweis, daß man auch als Knecht und Wedelenmacher zu einem achtbaren Manne heranreifen kann, worauf Gott doch noch zusammenfügt, was zusammen gehört. Dieses passive Heldentum des emmenthalischen Alltags ist mit schlichten Worten geschildert und mutet inbezug auf die Tendenz, zu zeigen, wie die Fügung in Gottes Wille belohnt wird, beinahe alttestamentlich an. Wie Joseph zu seinen Brüdern: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu tun . . .", so kann auch der Wedelenmacher zu seinen Widersachern sagen: „Gott aber hat es gut gemacht".

Endlich sei auch noch auf das jüngste Heft der „Schwyzerlüt" hingewiesen, das der Mundart des Kantons Thurgau gewidmet ist[3]). Man begegnet darin altbekannten Namen, wie Huggenberger, Wartenweiler, Bornhauser, Maria Dutli-Rutishauser u. a. Die Zusammenstellung der Nummer besorgte Dino Larese, der selber auch mit eigenen lyrischen Beiträgen vertreten ist. Die photographische Wiedergabe von Gemälden des Malers Ernst E. Schlatter verleihen dem Heft eine besonders ansprechende Note.

Adolf Schaer-Ris.

Basler Jahrbuch 1945

Eine Fülle des Wissenswerten lokal-, schweizergeschichtlichen und allgemeingeschichtlichen Inhalts aus dem 16., 18., 19. und 20. Jahrhundert bieten uns die beiden bewährten Herausgeber des Basler Jahrbuches*). Stets ist es von kulturhistorischem Interesse. Sei es, daß dargestellt wird, unter welchen Umständen nach der Niederlage bei Kappel (1531) Oswald Myconius von Zürich floh, nach Basel kam und wie er Nachfolger Oekolampads und Antistes der Basler Kirche wurde, sei es, daß wir Joh. Caspar Lavaters Deportation nach Basel im Jahr 1799 uns anhand amtlicher Akten und Lavater'scher Aufzeichnungen erzählen lassen, oder Persönlichkeit und Leben von Auguste Nefftzer, dem Gründer des „Temps", kennen lernen und dadurch Bekanntschaft mit einem hochbegabten charaktervollen elsässischen Publizisten machen. Mit Anteilnahme wird man die an zwei Basler gerichteten Briefe von Theodor Fröhlich (1803—1836) aus Brugg lesen. Sie sind in den Jahren 1829—1836 zuerst aus Berlin, später aus Aarau an seine Studienfreunde Abel Burckhardt und Wilhelm Wackernagel gerichtet worden. Fröhlichs handschriftliche Kompositionen, Chöre, Motetten und Lieder, sind erst in neuerer Zeit aufgefunden worden; sie legen, wie uns gesagt wird, Zeugnis von einer fruchtbaren und bedeutenden Musikerpersönlichkeit ab. — Nach Basel werden wir geführt durch die mit juristischer Prägnanz vorgetragene Darstellung des Kampfes um die Ausstattung der Bürgergemeinde der Stadt Basel und die aus Jugenderinnerungen zusammengestellte Schilderung eines Kleinbürgertums: die „Kleinbasler Käuze" sind knorrige Persönlichkeiten, welche in der Zeit der beginnenden Industrialisierung und Überfremdung sich recht und schlecht behauptet haben. — Was noch zu erwähnen übrig bleibt, ist „Die Sonnenuhr im Zerkindenhof in Basel", eine historische und naturwissenschaftliche Würdigung dieses Gegenstandes, und die Rubrik „Zur Zeitgeschichte" (Der Tagesbefehl des Generals zum Erinnerungstag der Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Sicherheit und Verständigung, ein Beitrag zu den wirtschaftspolitischen Zukunftsfragen der Schweiz. Die Zerstörung des Kembser Werkes und ihre Wirkung auf die Basler Rheinschiffahrt). — Nachrufe haben erhalten Dr. Jacques Brodbeck-Sandreutter und Eduard Von der Mühll. — Am Ende des Bandes findet man wie gewohnt die Übersicht über das künstlerische Leben in Basel und die Basler Chronik.

August Burckhardt.

---

[3]) Schwyzerlüt. Zytschrift für üsy schwyzerischi Mundarte. Heft 1—3.

*) Basler Jahrbuch 1945. Herausgegeben von Ernst Jenny und Gustav Steiner. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1945.

Wirtschaftsfragen

Exportförderung von Ferdinand Glinz (Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1944) ist als erste Veröffentlichung in der Reihe der export- und marktwirtschaftlichen Studien vom Schweizerischen Institut für Außenwirtschafts- und Marktforschung an der Handelshochschule St. Gallen herausgegeben worden. Glinz gibt eine Übersicht über die bestehenden Exportförderungsbestrebungen, insbesondere über die Gemeinschaftsorgane der Exportwirtschaft. Er befürwortet den gemeinsamen Export auf der Grundlage eines fachlich und regional dezentralisierten Zusammenschlusses von Unternehmungen und entwickelt dann sein Projekt einer schweizerischen Exportzentrale. Jugendlichkeit oder Weltfremdheit mögen den Verfasser dazu verführt haben, im Rahmen der von ihm anerkannten freien Marktwirtschaft an eine Kollektivierung des Exportes auf genossenschaftlicher Grundlage zu denken. Er gesteht zwar ein, daß die Zuweisung der Bestellungen an die einzelnen Mitgliedfirmen der Exportzentrale ein sehr heikles Problem sein würde. Bei der Beurteilung des vorgeschlagenen Zusammenschlusses von Exportfirmen mit einer koordinierenden Spitzenorganisation darf nicht übersehen werden, daß im Wirtschaftsleben das Menschliche schwerer wiegt als ein an sich sehr zweckmäßiges Organisationsschema.

Gleichsam als Ergänzung zu dieser Arbeit kann Band I der Beiträge zur praktischen Nationalökonomie Die schweizerischen Wirtschaftsvertretungen im Ausland von Kurt Rohner (Francke, Bern 1944) betrachtet werden. Der Verfasser gibt eine geschichtliche Übersicht über die schweizerischen Konsulate und ihrer Mitwirkung bei der Lösung wirtschaftlicher Aufgaben. Desgleichen schildert er die Entwicklung der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung und die Tätigkeit der von ihr eingesetzten Handelsagenten im Ausland. Wie man in einem Buch über die Wirtschaftsvertretungen im Ausland die Gesandtschaften mit der Bemerkung übergehen kann, daß sich die diplomatischen Vertretungen in Bezug auf ihre praktisch-kaufmännische Tätigkeit von den Konsulaten durch nichts unterscheiden und daß die handelspolitischen Aufgaben, weil schwer erfaßbar und nicht an die Öffentlichkeit gehörend, nicht in diese Betrachtung einzubeziehen sind, ist unerklärlich, zumal dieser Arbeit ein ordentlicher Professor für Nationalökonomie als Herausgeber zu Gevatter steht, der aber allem Anschein nach von seinem Schützling weder etwas Ordentliches noch etwas Außerordentliches verlangt hat. Sehen wir von der unzulänglichen Bearbeitung des im Buchtitel umschriebenen Stoffes ab, finden wir doch eine Reihe wertvoller geschichtlicher Daten, die als solche zum Verständnis der heutigen Tätigkeit der Konsulate und Handelsagenten auf wirtschaftlichem Gebiet einiges beitragen.

Zur Tätigkeit und Stellung der Privatbankiers in der Schweiz hat Max Bodmer eine sorgfältige Studie verfaßt (Schultheß & Co., Zürich). Nachdem der Begriff des Privatbankiers im eidgenössischen Bankengesetz vom Jahre 1934 Aufnahme gefunden hat, lag es nahe, eingehend die Stellung des Privatbankiers im Gesetz zu behandeln und zu zeigen, wie auch in der neuen Periode des Bankwesens sich für die Tätigkeit der Privatbankiers wichtige Perspektiven ergeben. Dazu bringt die vorliegende Arbeit die erste zusammenhängende Darstellung einer Geschichte der Zürcher Börse bis in die Gegenwart. An Hand einer Prüfung der Verhältnisse an den Effektenbörsen von Basel und Zürich gelangt der Verfasser zur Ablehnung des Gedankens der Schaffung einer eidgenössischen Börsengesetzgebung.

Wilhelm Gerloff hat ein über 500 Seiten umfassendes Standardwerk über „Die öffentliche Finanzwirtschaft" (Vittorio Klostermann, Frankfurt a/M.) verfaßt. Der Autor sagt im Vorwort bescheiden, er habe in diesem Buch eine Auswahl von Arbeiten aus seinem bisherigen wissenschaftlichen Werk zu einer geschlossenen Darstellung zusammengefaßt. Die öffentliche Finanzwirtschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung, in den Problemstellungen der Theorie und schließlich in Bezug auf aktuelle Fragen der Finanzpolitik in den Grundzügen darzustellen, ist die Aufgabe dieses Werkes. Wenn auch lehrbuchmäßige Vollständigkeit nicht erstrebt wurde, so darf doch füglich festgestellt werden, daß sie für die meisten Teile ziemlich erreicht worden ist. Gerloff hat ein wissenschaftliches Werk

von vorbildlicher Sauberkeit geschaffen, das in der heutigen Zeit besonders willkommen ist.

Die Standortstheorie Alfred Webers, Studien über die Frage ihrer Gültigkeit und Fruchtbarkeit, ist als Basler Dissertation von Dr. Elisabeth Niederhauser (Neuenschwander, Weinfelden 1944) verfaßt worden. Webers „Reine Theorie des Standorts", das grundlegende theoretische Werk über den Standort der Industrien, ist Gegenstand der vorliegenden Untersuchungen. Diese im Jahre 1909 erschienene Theorie ist der Ausgangspunkt der neuern Standortstheorie und auch der praktischen Standortsuntersuchungen. Der Umstand, daß Weber sein gedankliches Modell mit geometrischen Konstruktionen und mathematischen Formeln illustrierte, rief einer scharfen Kritik, während anderseits zahlreiche Anhänger glaubten, eine mathematische Richtung herausentwickeln zu können. Es ist das Verdienst von E. Niederhauser, viele Mißverständnisse, die sich in der Standortsliteratur eingeschlichen hatten, aufgeklärt und in den Meinungsstreit ordnend eingegriffen zu haben. Im ersten Teil ihrer Arbeit gibt sie vorerst einen Überblick über die Beiträge zur Standortstheorie seit Alfred Weber, die sich kritisch mit Weber auseinandersetzen, seine Standortstheorie ausbauen oder eine Standortstheorie auf anderer Grundlage zu geben versuchen. Mit diesem annähernd vollständigen Überblick über die standortstheoretische Diskussion sind die Voraussetzungen geschaffen worden, um im zweiten Teil an die eigentliche Hauptaufgabe dieser Arbeit heranzutreten, nämlich an die Beurteilung der Gültigkeit und Fruchtbarkeit der Theorie Webers. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, daß die gedanklichen Modelle Webers alle dem Idealtypus der Verkehrswirtschaft der kapitalistischen Epoche angehören. Für die Erklärung der Standortsverhältnisse im Rahmen einer zentral geleiteten Zwangswirtschaft sozialistisch-kollektivistischer Wirtschaftsordnung taugt die Webersche Theorie wenig. Eine Anpassung an diese Verhältnisse ist indessen deshalb nicht aussichtslos, weil Weber seine Theorie nicht in die Preistheorie einordnet, sondern viel mehr die Preise als gegeben annimmt. Die gedanklichen Modelle der Standortstheorie für den Grundtypus der zentral geleiteten Zwangswirtschaft sind also noch herauszuarbeiten, eine Aufgabe, die im Hinblick auf Entwicklungstendenzen der Gegenwart und die Probleme der wirtschaftlichen Neuordnung mit dem damit verbundenen Wiederaufbau der zerstörten Industrien in der Nachkriegszeit von größter praktischer Bedeutung ist. Im Rückblick und Ausblick wird auf Grund der sorgfältigen Studien über die Frage der Gültigkeit und Fruchtbarkeit der Weberschen Standortstheorie im großen und ganzen ein durchaus positives Urteil abgegeben. Daß die Verfasserin auch einigen der heikelsten standortstheoretischen und methodologischen Problemen nicht aus dem Wege geht und sie scharfsinnig abklärt, zeugt von einer Beherrschung des behandelten Stoffes und der einschlägigen Literatur, wie man sie bei Dissertationen selten antrifft.

Sam Streiff.

Bücher-Eingänge

Abegg, Emil: Indische Psychologie. Rascher, Zürich 1945. 132 Seiten, Fr. 5.80.

Alegria, Ciro: Taita Rumi. Roman aus dem modernen Peru. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1945. 518 Seiten.

Baum, Vicki: Kautschuck. Roman in 15 Erzählungen. Bermann-Fischer, Stockholm 1945. 544 Seiten.

Blum, André: Trésors de l'art florentin. XIV—XVe s. La Guilde du Livre, Lausanne 1945. 232 Seiten mit 151 Tafeln.

Brunner, Emil. Zeller, Konrad und **Rinderknecht Hans Jakob:** Kirche und Schule. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 72 Seiten, Fr. 3.—.

Clouzot, Daniel: Die Forelle mit der Brille. Bühl-Verlag, Herrliberg/Zch. 1945. 75 Seiten mit farbigen Bildern, Fr. 6.50.

Die Geschichte einer vollkommenen Liebe. Der klassische Liebesroman der Chinesen. Übertragen von H. Brüggmann. Stocker, Luzern 1944. 286 Seiten, Fr. 8.—.

Ferenczi, Imre: Amerika im Krieg und Frieden. Hallwag, Bern 1945. 176 Seiten, Fr. 4.80.

Fischer, Anna Josephine: Hinter den sieben Bergen. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1945. 312 Seiten.

Honegger, Hans: Die Entstehung des modernen schweizerischen Industriestaates aus dem Wirtschaftsliberalismus des Spätmittelalters. Rüegg, Zürich 1945. 16 Seiten, Fr. 1.—.

Jaggi, Arnold: Die Alte Eidgenossenschaft und ihr Untergang. Ein Lesebuch für Schule und Haus. Haupt, Bern 1945. 128 Seiten, Fr. 2.—.

Inglin, Meinrad: Die Welt in Ingoldau. Roman. Neue Fassung. Staackmann, Leipzig 1943. 361 Seiten, Fr. 10.50.

Juvet, René: Die Deutschen im kommenden Europa. Lang, Bern 1945. 96 Seiten, Fr. 3.50.

Lenoir, André: Varsovie 1944. Editions de la Frégate, Genf 1945. 45 Seiten.

Lermontov, Michail: Der Held unserer Zeit. Bühl-Verlag, Herrliberg/Zch. 1945. 242 Seiten, Fr. 10.50.

Neubach, Ernst: Flugsand. Roman. Pan-Verlag, Zürich 1945. 436 Seiten, Fr. 13.80.

Pieth, Fritz: Die Entwicklung zum schweizerischen Bundesstaat in der Beleuchtung preußischer Gesandtschaftsberichte. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 130 Seiten, Fr. 5.—.

Rappard, William E.: Cinq siècles de sécurité collective (1291—1798). Georg, Genf 1945. 603 Seiten, Fr. 16.—.

Röpke, Wilhelm: Internationale Ordnung. Rentsch, Erlenbach/Zch. 1945. 360 Seiten, Fr. 10.—.

Rüegg, August: Die Jenseitsvorstellungen vor Dante und die übrigen literarischen Voraussetzungen der „Divina Commedia". Band I. Benziger, Einsiedeln 1945. 463 Seiten, Fr. 17.20.

Schindler, René: Ein Schweizer erlebt das geheime Deutschland. Europa-Verlag, Zürich 1945. 72 Seiten, Fr. 3.20.

Singer, S.: Mittelhochdeutsches Lesebuch. Texte des vierzehnten Jahrhunderts. Francke, Bern 1945. 115 Seiten, Fr. 5.80.

Steiner, K.: Panzer und Panzerabwehr. Gropengießer, Zürich 1945. 232 Seiten mit 94 Abbildungen, Fr. 9.—.

Vallotton, Félix: Les soupirs de Cyprien Morus. Editions trois collines, Genf 1944. 291 Seiten.

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64, Tel. 27 29 75. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstr. 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.